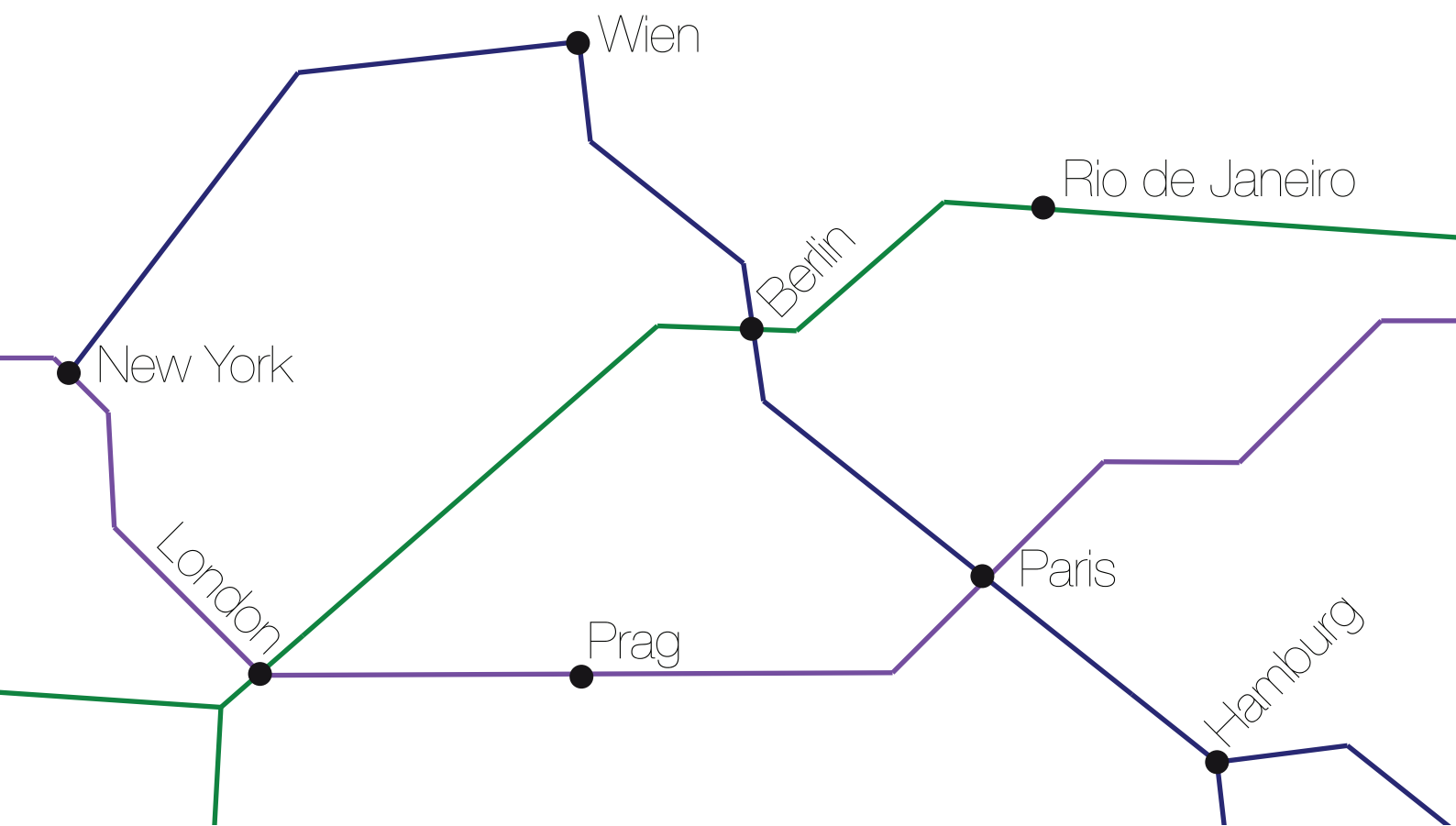


Großstadtgeschichten



Großstadtgeschichten

Copyright © 2012 Buchbesprechung.de

www.buchbesprechung.de

Covergestaltung: Colin Lasser

Layoutgestaltung: Nico Lehmann

Lektorat: Svea Hagen, Jana Seelig, Nico Lehmann

unter der Leitung von: Anja Dienhardt

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieser Anthologie darf vervielfältigt oder in irgendeiner Form elektronisch, fotografisch u.ä. verbreitet werden, ohne zuvor den Verleger um Erlaubnis zu fragen. Für weitere Informationen bitte an info@buchbesprechung.de wenden.

Inhalt

Vorwort

London

So(h/l)o oder Ein Lied und seine Geschichte
Linksverkehr

New York

Carl bittet zum Tanz
Little Odessa
Lili Marleen

Berlin

Boxi - Ick liebe dir
Berührungspunkte
Ne Miniatur aus Mitte
Kinderspiel
Apfelbäume

Weltreise

Fluss des Januars
Straßenorakel
Beginn einer Ehe, in Prag
Un Cliché Parisien

Überall und nirgends

Exkremente
Der Mann, der zum Üben kam
Online
Als ich verschwand

Vorwort

Diese Anthologie entstand aus den Siegergeschichten des Buchbesprechung-Schreibwettbewerbs 2011. Über 60 Kurzgeschichten zu dem Thema "Großstadt" fanden sich im Dezember in der Buchbesprechungs-Redaktion ein und wurden in den darauffolgenden Wochen auf Herz und Nieren geprüft.

Die Vielfalt der 18 Kurzgeschichten, die hier enthalten sind, spiegelt die unterschiedlichen Vorlieben innerhalb der Redaktion am besten wider. Die Sieger zeichnen sich durch Originalität und guten Schreibstil aus.

Wir wünschen viel Spaß beim Lesen.

Eure Buchbesprechungs-Redaktion

London

So(h/l)o oder Ein Lied und seine Geschichte

von Sarah Geraldine Nisi

Soho. Bookshop – Sexshop downstairs. Meine Schritte auf dem Asphalt - ein Stakkato in der Stille. Abgehackt. Solo. Niemand da, der mit einstimmen könnte. Die Sperrstunde, die es nicht mehr gibt - noch immer präsent.

Vier Uhr Dienstagnacht. Die vor Nässe glänzenden Straßen südlich des Square spiegeln eine deprimierende Einsamkeit wider. Selbst die Wohnhäuser strahlen nicht ausreichend Helligkeit aus, um den Dunst und die Dunkelheit zu verschlucken. Übrig bleiben die Schatten der Stadt.

Ich schaue zu Boden, dunkler Asphalt. Reste von Bier vermischt mit Regenwasser. Die Frith Street. Wer nicht einen Abend hier auf der Dean Street oder in einer der zahlreichen Nebenstraßen verbracht hat – gleichgültig in welcher Art von Etablissement – hat die Stadt nicht gesehen. Bars. Restaurants. Clubs. Pubs. Theater. Sexshops. Hotels. Alles. Ein Mikrokosmos. Eine Quadratmeile. Eine eigene Welt. Touristen drängen sich jeden Tag, jeden Abend durch die Gassen. Jugendliche. Alteingesessene. Banker aus der City. Vereint in dem Bestreben nach Vergnügen.

Ein Windstoß. Regentropfen in meinem Gesicht. Kaltes Nass auf kalter Haut. Ich überquere die Straße, schaue nicht. Kein Mensch unterwegs, Gehwege und Gassen ausgestorben. Laufe direkt auf „Ronnie Scott´s“ zu. Jazz Club. Jimi Hendrix' letzte Auftritte. Zufluchtsort für Musikliebhaber mit Einschlafstörungen. Kein Laden in Soho hat länger geöffnet. Zu spät. Schwarze Türen versperren den Blick in das Innere, auf den großen Saal im Erdgeschoss, auf die Treppe, hinauf zur Bar. Ich weiß, wie es in den Räumen aussieht, sind sie doch fast mein zweites Zuhause. Ein Gefühl von Leichtigkeit – für den Bruchteil einer Sekunde. Doch es verschwindet so schnell, wie es gekommen ist. Beklemmung, Druck auf der Brust. Meine Beine laufen weiter. Vor dem Buchladen an der Ecke Old Compton Street bleibe ich stehen. Lege den Kopf in den Nacken. Luft. Feuchter Sauerstoff strömt in meine Lungen, verteilt sich in jeder Zelle.

Rote Neonreklame verweist auf den Sexshop in der unteren Etage. Ich ignoriere die Werbung. Bin abgelenkt von dem rötlich-verzerrten Ich, das mir aus der Scheibe entgegenstarrt. Augen geweitet. Haare strähnig. Angespannt. Fensterscheiben lügen nicht.

Ich schaue durch mich hindurch. Betrachte die Auswahl von Büchern in der Auslage. Kunst. Belletristik. Reise.

Die Leuchtschrift wechselt auf grün. Noch unvorteilhafter.

Wende mich ab.

Soho. Vintage Magazine Shop – Comics downstairs. Meine Schritte auf dem Asphalt – ein Stakkato in der Stille. Abgehackt. Solo. Niemand da, der mit einstimmen könnte.

Männliche Schaufensterpuppen in Strandbekleidung stehen Spalier. Trotz der winterlichen Temperaturen auf beiden Seiten der Straße Geschäfte für Bademode. Ich gebe dem Impuls, in die falsche Richtung zu laufen, nach. Schlaflosigkeit. Die Unruhe der letzten Tage kanalisiert sich, findet ihren Höhepunkt, kurz vor der Explosion. Eine Stimmung bar jeder Vernunft. Balanciere um den Müll herum, Essensreste und Plastikbecher – letzte Zeugen der abendlichen Schlacht. Touristen, Banker, Jugendliche - alle im Bett. So sehr sie den Abend in Soho genossen haben, kurz bevor der Schlaf sie überkommt, sind sie froh, zurück in ihrem Zuhause zu sein. Geordnet.

Erhöhe mein Tempo – ohne Grund. Fühle mich in Eile und habe alle Zeit der Welt. Dann: ein freundliches Schaufenster - keine Beleuchtung. Filmposter und Zeitschriften aus vergangenen Zeiten. Die Auslage wechselt monatlich. Nach Jahrzehnten geordnet. Beuge mich nach vorne – bis die Stirn das Glas berührt. Kalt.

Die vierziger Jahre des letzten Jahrhunderts breiten sich vor meinen Augen aus. Jayne Mansfield. Ruth Brown. Kann Stunden auf den knapp dreißig Quadratmetern verbringen. Für Kenner: die Stiege ins Kellergeschoss. Kopf einziehen - eine andere Welt. Original-Comic-Ausgaben. Gut erhalten? Zerfallen? Beides. Und unbezahlbar.

Mein Atem beschlägt die Scheibe, vernebelt die Auslage. Wische mit der Hand über das Glas.

Es quietscht. Erinnerungen an das Lachen meiner Kindheit. Noch einmal Hauchen. Noch einmal Quietschen.

Eine Polizeisirene zerreißt die Stille, nimmt mir den Augenblick des Friedens. Die Häuser-schluchten vervielfältigen den Ton, lassen ihn anschwellen, ohrenbetubend. Ich richte mich auf, lausche. Nach wenigen Sekunden ist nichts mehr zu hören. Der Grund des Polizeieinsatzes in einem anderen Stadtteil. Vielleicht Mayfair.

Soho. The Borderline - Music Club downstairs. Meine Schritte auf dem Asphalt – ein Stakkato in der Stille. Abgehackt. Solo. Niemand da, der mit einstimmen könnte.

Unerbittlich fällt Regen vom Himmel – fein, durchdringend. Nass von jeder Seite, durchzieht die Wolle meiner Jacke. Bis auf die Haut.

Nur wenige Meter bis zum Orange Yard. Ein Hinterhof in der Manette Street. Ausgerechnet. Das Unterbewusstsein gewinnt über Willkür. Zwingt einen Fuß vor den anderen. Meine Knie tragen plötzlich zu schwer an meinem Gewicht. Spanne die Muskeln an, schaffe das letzte Stück. Bis zur Tür. Hebe die Hand. Meine Finger, eiskalt, auf sprödem Holz. Nur noch ein paar Stunden.

Mein Blick starr. Konzentration auf den Aushang. Durchnastestes Papier: die Ankündigung für das nächste Konzert. Schwarz auf weiß. So klar. So deutlich.

Eine Flutwelle bricht über mich herein. Schweiß auf meinen Handinnenflächen – trotz der Temperaturen. Eintritt zehn Pfund. Muss schlucken. Mein Hals ist trocken.

Maximal 250 Leute finden im Borderline Platz – es wird sich anfühlen wie die doppelte Menge. Heiß. Eng. Nur über eine schmale Treppe zu erreichen. Auf der Bühne: ein Schlagzeug. Ein Bassist. Eine Sängerin. Ich. Nichts Auergewonliches. Ein Auftritt, dem ein Auftritt vorausgegangen ist. Ein Auftritt, dem ein Auftritt folgen wird. Und dennoch. Musik als Katalysator von Emotion: jeder Vorabend eine Qual. Routine als oft gepriesenes Gegenmittel von Lampenfieber lässt auf sich warten. Noch immer. Ruhelosigkeit, Konzentrationsmangel, ein vierundzwanzig Stunden andauernder Adrenalinstoß. Der Verlust der Gelassenheit, nicht zu stoppen – tief verankert in meinen Muskeln, Synapsen, Adern. Ein Rausch der Unsicherheit. Unnötig und doch Teil des Berufs.

Meine Gedanken schlagen Saltos. Sehe mich die Treppe hinuntersteigen. Morgen. Nein, heute. Mit jeder Stufe eine Verwandlung – Teil der Unterhaltungsindustrie.

Willst du was erleben? In London? Begib dich nach unten. Downstairs. Eine Regel ohne Ausnahme.

Genug. Ich drehe mich um.

Fünf Uhr Dienstagnacht. Die vor Nässe glänzenden Straßen südlich des Square spiegeln eine deprimierende Einsamkeit wider. Selbst die Wohnhäuser strahlen nicht ausreichend Helligkeit aus, um den Dunst und die Dunkelheit zu verschlucken.

Übrig bleiben die Schatten der Stadt.

Live Review: Kate Wood im Borderline

Zugegeben: Singer/Songwriter fühlen sich in London seit jeher wohl. Die Stadt bringt sie hervor. Die Stadt zieht sie an. Die Stadt braucht sie: Beide Seiten scheinen sich auf eine mysteriöse Weise gegenseitig zu bedingen.

Vergangenen Dienstag besuchte ich einen Auftritt von Kate Wood, die ich vor Jahren auf einer Open Mic Veranstaltung in Islington zum ersten Mal gesehen hatte. Bereits damals von der Intensität ihrer Darbietung beeindruckt und nun neugierig, wie die Musikerin sich in der Zwischenzeit entwickelt hat, machte ich mich auf den Weg in das Borderline (U-Bahn: Tottenham Court Road).

Stimmlich gereifter als bei ihrem damaligen Auftritt, versteht Kate es, mit ihren Texten die Melancholie der Stadt so überzeugend wiederzugeben, dass jeder Gast im Publikum sich insgeheim gefragt haben muss, ob er den Wert von Live-Musik als Teil der Suche nach Spaß und Ablenkung nicht vollkommen missverstanden hat. Zu sehr begeistert sie mit einer für ihre jun-

gen Jahre abgeklärten Ernsthaftigkeit. Die Mischung aus Folk, Blues und Jazz erinnert an große Namen und doch schafft Kate es auf unnachahmliche Weise, etwas Einzigartiges in ihren Ausdruck zu legen.

Begleitet von einem Schlagzeuger und einem Bassisten präsentiert sie ihre Lieder – die Abfolge nur scheinbar zufällig gewählt – passend aufeinander abgestimmt. Ihre Band bleibt dabei angenehm unaufdringlich und stets im Hintergrund.

Ist Kate vor Jahren noch mit einem Duettpartner aufgetreten, hat sie sich nun offensichtlich für den Soloweg entschieden. „Ab einem bestimmten Zeitpunkt muss man sich die Frage stellen, ob die eingeschlagene Richtung fortgeführt werden soll“, erzählt sie mir, auf den Verbleib ihres damaligen Gesangspartners angesprochen, mit einer irritierenden Offenheit. Eine Entscheidung, die sie nicht bereuen muss. Ausgestattet mit einer Gitarre, neben alten Comic-Heften oft ihre einzige Ablenkung in schlaflosen Nächten, wie sie dem Publikum zwischen zwei Liedern verrät, lebt sie die Musik. Man verzeihe mir die Seichtheit dieser Ausdrucksweise, doch muss diese Plattitüde für Künstler wie sie erfunden worden sein.

Direkt zu Beginn präsentiert Kate uns sogleich ein brandneues Lied, das es „vielleicht, vielleicht aber auch nicht, auf ihr Album schaffen wird – vorausgesetzt, ich finde ein Label.“ Erst in der Nacht vor ihrem Auftritt entstanden, entführt sie uns mit dem Song „Ich hatte noch keine Zeit mir über einen Titel Gedanken zu machen, möglicherweise nenn´ ich das Stück einfach So(h/l)o“ in ein nächtliches London. Wenn die Schatten der Stadt und die Einsamkeit der Nacht aufeinander treffen, ziehen sich die Stunden vor einem Konzert bis in die Unendlichkeit. Unruhe, düstere Gedanken und Unsicherheit – Folgen des Lampenfiebers – werden bis ins Detail bei ihrem Streifzug durch die Gassen Sohos beschrieben. Jede Strophe, beginnend mit dem Stakkato der Schritte auf dem Asphalt besagter Quadratmeile, nimmt uns mit in die Nacht einer Musikerin. Eine Nacht, wie sie jeder Einwohner dieser Stadt erleben kann und in Variation vermutlich bereits erlebt hat. Authentischer kann eine Künstlerin sich und ihr Lied nicht präsentieren, das als Appetitmacher den Weg für den weiteren Abend ebnet.

Einzigiger Kritikpunkt der Show: die Kürze ihres Auftritts. Nach nur zehn Liedern, beziehungsweise einer knappen Stunde, verabschiedete sich Kate von der Beifall klatschenden Menge – allerdings nicht ohne dem Publikum für die entgegengebrachte Aufmerksamkeit zu danken. Gerne.

Linksverkehr

von Heike Knaak

Der Hund war neu unten am Gleis 6, aber jetzt konnte ich ihn mir nicht näher anschauen. Zuerst musste der Laden in der Bahnhofspassage aufgeschlossen werden. Ich fummelte an den modernen Sicherheitsschlössern herum und verlor fast das Gleichgewicht, als sich Trauben ungeduldiger Pendler an mir vorbei zwängten und rücksichtslos schubsten. In den Stoßzeiten verloren die Menschen ihre Individualität, verschmolzen zu einem primitiven Organismus, der blind vorwärts drängte. Sein riesiger Verdauungstrakt entleerte sich im Sekundentakt – sobald Leute ausscherten an den Gleisaufgängen – und nahm Nahrung auf mit jedem Zug, der eine weitere Ladung Reisender ins Gewühl spuckte.

Endlich packte der Schlüssel. Die hohe Glastür sprang auf und ich sah mich im Geschäft um. Meine Aushilfen hatten am Vorabend aufgeräumt, Regale aufgefüllt und Ware einsortiert; ich entspannte mich. Eigentlich liebte ich das alles hier: die Lautsprecheransagen vom Bahnsteig, das Gefühl, mitten in einem Strom zu stehen, die unterschiedlichen Hautfarben und Sprachen, die Ruhelosigkeit. Meine Kunden traf ich selten ein zweites Mal, und weil sie das wussten, vertrauten sie mir private Geschichten an. Aufgelöst, wenn ihr Zug Verspätung hatte und sie einen Termin verpassten, überdreht vor oder nach einer aufregenden Verabredung – meist gab es besondere Gründe, zwischen Ankunft und Abreise spontan ein Kleidungsstück zu kaufen, und für den Drang zu schwätzen.

Diese einseitige Intimität ohne Verbindlichkeit gefiel mir. Im Kaleidoskop meines Alltags purzelten Geständnisse und Einblicke in fremde Seelen wie farbige Mosaiksteine ineinander, falteten sich zu ständig wechselnden Mustern auf und lenkten ab vom privaten Stillstand. In meinen schlechten Phasen fühlte ich mich wie ein Vampir, der morgens grau aus der Kiste kroch und sich vom Herzblut und den Dramen der Lebenden nährte.

Ich startete die Software für das Karten-Lesegerät und sortierte Wechselgeld in die Kasse. Von meiner Position hinter der Ladentheke war der Neuzugang unten am Gleis 6 gut zu sehen: ein eleganter, älterer Mann saß dort und zu seiner Linken lag auf einem Kissen ein kleiner weißer Hund. Als die Stadt den Hauptbahnhof in eine marmorglänzende Einkaufsmeile verwandelte, entfernte sie mitsamt Schmutz und Uringestank auch die meisten Sitzmöglichkeiten und die eine Bank dem Schaufenster gegenüber war seitdem begehrte Anlaufstelle.

Allerlei Gestalten strandeten hier; oft gab es Ärger. Die Fixer hielt es selten lange. Pausenlos mussten sie Stoff auftreiben für den nächsten Schuss und ihre lautstark-weinerlichen Streite drehten sich ausnahmslos um Geld. Horden randalierender Fußballfans nervten und fast kein Tag verging ohne geräuschvolle Junggesellenabschiede. Deren betrunkene Überbleibsel schafften nicht immer die Heimfahrt. Manche kollabierten vorher auf der Bank, erleichterten sich um Magen- und Blaseninhalt, bevor sie im komatösen Tiefschlaf versanken. Die Reinigungskräfte taten mir leid.

Zunehmend okkupierten Dauergäste den Platz, blieben für Tage am Stück. Die Frau im Pelzmantel, die unverständliches Zeug murmelte und eine Woche ins Leere starrte; der dicke Obdachlose mit dem Kofferradio und den Habseligkeiten im Einkaufswagen – über Nacht tauchten sie auf, traurige Geschichten im Gepäck, und verschwanden irgendwann auf rätselhafte Weise.

Während ich Pullis und Blusen auf Bügel drapierte, steuerten Tom und Pia von der Bahnhofspolizei auf den Laden zu. „Wen haben wir denn heute auf unserer Resterampe?“, fragte ich die beiden, die auf ihren Kontrollgängen routinemäßig Personalien überprüften. „Der macht dir hoffentlich keine Scherereien“, meinte Tom, „ist ein Engländer, hat angeblich für die Queen gearbeitet früher. Na ja, wer’s glaubt. Unsere Kandidaten quatschen ja gerne Blödsinn über ihre tolle Vergangenheit. Scheint jedenfalls ein ruhiger Vertreter und hat Manieren.“ Ich bewunderte die zwei für die Nervenstärke, mit der sie tagtäglich ebenso höflich wie bestimmt allerhand schwierige Situationen meisterten. „Sag‘ Bescheid, falls du uns brauchst“, sagte Pia und rückte sich beim Rausgehen das klobige Funkgerät und die Pistole unter der dunkelblauen Uniformjacke zurecht.

Bis mittags hatte ich reichlich zu tun. Hysterische Teenager auf Klassenfahrt mit Speckrollen unter ihren zu engen T-Shirts fielen ein, mit der Absicht, sich im Partnerlook zu kleiden. Geschäftsleute verlangten ein schnelles Mitbringsel für die Geliebte; auf dem Weg zum Bewerbungsgespräch bekleckerte sich ein Mädchen mit Cola und suchte verzweifelt ein frisches Outfit. Es roch nach Schweiß und Hormonen in den Umkleidekabinen, die Regale waren ein Schlachtfeld. Erst als Sonja eintraf und mich ablöste, dachte ich an den kleinen Hund. Zwischen Lagerraum und Teeküche im abgetrennten Teil des Ladens fand ich eine Schüssel, füllte sie mit Wasser und besuchte die Neuankömmlinge.

Der Mann bedankte sich auf Englisch, stellte dem weißen Spitz die Schüssel neben das Kissen und bot mir den Platz zu seiner Rechten an. „Meine linke Seite ist für Charles reserviert, da duldet er niemanden“, meinte er und wir unterhielten uns eine Weile. Er lobte meinen Oxford-Akzent und ich berichtete vom Sprachstudium, den interessanten Jobs, den Reisen. „Und nun schauen Sie den anderen beim Wegfahren zu“, konstatierte er freundlich. Ich schluckte; ohne Vorwarnung stiegen Tränen auf. Das passierte mir sonst nie und ich blickte verlegen zu Boden. Die Schuhe des Engländers waren nicht von der billigen Sorte, genau wie die übrige Kleidung. Davon verstand ich was, trotz der kurzlebigen Fummel, die ich verkaufte. Gegen das, was er trug, war mein Kram wie Fastfood, Bedürfnisbefriedigung für ein paar Minuten.

Ich verabschiedete mich hastig und ging in den Laden zurück. Sonja und die zweite Aushilfe kümmerten sich um die Kundschaft, während ich mit Lieferanten telefonierte, Lagerbestände kontrollierte, Ware orderte. Anders als sonst war ich unkonzentriert und fuhr früh nach Hause. Mit schlechtem Gewissen checkte ich die wartenden Mails und Anrufe, aber mochte nichts davon beantworten.

Einen Tag später saß der Mann mit dem Hund wieder unten am Gleis 6 und mittags zog es mich zu ihm rüber. Diesmal stellten wir uns vor; er hieß John. „Warum will Charles unbedingt auf Ihrer linken Seite sitzen?“, fragte ich mit Blick auf den Spitz, der mich mit schiefgelegtem Kopf beobachtete. „Ich war mal Chauffeur, hab viele Jahre eine ziemlich berühmte alte Lady gefahren. Die liebte Hunde und Charles durfte immer auf den Beifahrersitz. Und der ist links in englischen Autos. Sie wissen schon – Linksverkehr, das Lenkrad rechts, andersherum als bei Ihnen.“

Ich dachte an luxuriöse britische Bentleys, die Königin und ihre bissigen Corgies auf der Rückbank. Vielleicht stimmte es, was er den Bahnhofspolizisten erzählt hatte. John zu fragen, was ihn aus der Bahn geworfen hatte, traute ich mich nicht. Stattdessen begann ich von mir zu erzählen und merkte, wie schwer mir das fiel. Normalerweise hörte ich den anderen zu; der Rollentausch war ungewohnt. Vorsichtig navigierte ich durch die Etappen meiner Biographie und enthüllte mehr, als mir recht war. Außerhalb der Muttersprache gelang es mir nicht, schmerzliche Episoden rhetorisch zu umschiffen, wie sonst, wenn man mir zu nahe kam.

Im Lauf der Woche trafen wir uns regelmäßig auf der Bank. Mittags ließ die Hektik in der Passage nach, löste sich die aggressive Amöbe in erkennbare Einzelwesen auf. Menschen kauften ein im Bahnhof, tranken Kaffee, und ich spürte deutlich, wie sehr ich die Großstadt mochte, mit allem was dranhing. Von der Bank aus schauten wir auf das Treiben in meinem Laden, das meine Angestellten gut im Griff hatten. „Es wirkt ganz spielerisch aus dieser Perspektive“, wunderte ich mich. Wir kommentierten die Kunden, betrachteten Passanten und mein Englisch wurde zunehmend flüssiger. „Ab und zu muss man mal die Seiten wechseln“, sagte John. „Linksverkehr ist übrigens kein schlechtes Training.“

Abends machte ich eher Schluss als üblich. Sonja und Christine kamen ohne mich klar und geschäftlich blieb ich ohnehin erreichbar. Ich wollte nachdenken daheim und aufgeschobene Aussprachen in Angriff nehmen.

Mein Arbeitsleben war abwechslungsreich. Um mich herum schien alle Welt in Bewegung, doch ich persönlich steckte gerade fest. Meine Tochter hatte spontan ihren Auslandsaufenthalt verlängert, ohne mich in die Entscheidung einzubeziehen. Vorerst kam sie nicht zurück. Es tat verdammt weh, von ihren Plänen ausgeschlossen zu werden, keine Rolle mehr für sie zu spielen. Dabei hatte ich wegen ihr die größere Wohnung gekauft und mich heftig verschuldet. Ich schritt die Räume ab, in denen ich mir unsere familiäre Wohngemeinschaft ausgemalt hatte: muntere Abendessen mit Lena und ihren Freunden, Gespräche, Lachen, Verbundenheit. Alleine benötigte ich die Zimmer nicht und verfluchte meine Naivität.

Meine Tochter lehnte offensichtlich meine Nähe ab, andere dagegen forderten Gemeinsamkeit ein: Matthias drängte mich, zu ihm zu ziehen und nicht weiter zu blockieren. Das geplatze Mutter-Tochter-Projekt raubte mir das Argument, das ich bisher als Schutzschild einsetzte. Wir kannten uns lange; mir gefielen seine Art, unsere entschleunigten Wochenenden, das Haus auf dem Land. Trotzdem – bei der Vorstellung, die Stadt aufzugeben, und beim Job kürzer zu treten, sträubte sich alles in mir. Unsere Beziehung basierte auf Distanz. Ein Zusammensein rund um die Uhr konnte ich mir nicht vorstellen.

Tags darauf, mit John auf der Bank, deutete ich mein Dilemma an. „My Dear“, wies er mich sanft in die Schranken, „fragen Sie mich bitte nicht um Rat. In Wahrheit hassen Menschen gute Ratschläge mitsamt derjenigen, die sie verteilen. Wenn Sie sich unwohl fühlen in Ihrer Haut, lassen Sie sich selber etwas einfallen.“ Charles, der kleine weiße Hund, lauschte seinem Herrchen, als ob er jedes Wort verstand und kletterte dann auf meinen Schoß, zum ersten Mal.

Gerührt drückte ich das warme Fellbündel an mich und abermals kämpfte ich mit den Tränen. Derartig sentimental hatte ich mich nur in der Schwangerschaft erlebt. Später im Laden verzog ich mich in den Lagerraum und rief Matthias an. Hinterher schwiegen wir, den Hörer in der Hand – sprachlos und verwundet angesichts des Scherbenhaufens, den ich angerichtet hatte.

Nachts schlief ich durch und erwachte auf einem nassgeweinten Kissen. Äußerlich gefasst, machte ich mich auf zum Geschäftsführer-Treffen meiner Ladenkette. Umsatzzahlen, Präsentationen von Marketingkonzepten und Standortanalysen rauschten an mir vorbei. Ich fühlte mich wie unter einer Glocke. Den anschließenden Smalltalk absolvierte ich halbherzig, bis eine Frage den Watteschleier zerriss, der mich umgab: „Hat jemand Lust auf London? Waterloo Station wird vorübergehend frei, die Filialleiterin ist durchgebrannt nach Paris und ihr Substitut ist mächtig am Rotieren. Die suchen Ersatz mit Hauptstadterfahrung.“

Gleich am selben Abend telefonierte ich mit den zuständigen Bereichsmanagern, vereinbarte Termine und buchte einen Flug für den Beginn der nächsten Woche. Im Laden meldete ich mich für ein paar Tage ab und regelte das Nötigste für die Vertretung. Ich wollte mich von John verabschieden, doch der war gerade mit Charles spazieren. Das Kissen und der Wassernapf signalisierten ihr Revier; niemand versuchte, ihnen die Bank streitig zu machen.

Am Montag landete ich in London und nahm die U-Bahn zur Waterloo Station. Der Bahnhof vibrierte vor Leben, unterschwellig herrschte Disziplin und Gelassenheit, ein ungeläufiger Rhythmus. Ich verliebte mich sofort in die Atmosphäre. In der Filiale lernte ich den englischen Kollegen kennen und den britischen Sektionsleiter. Wir besprachen Konditionen und Umstände eines Wechsels. An sich hatte ich mich mit meiner Reise kurzfristig von der heimischen Sackgasse ablenken wollen; plötzlich ahnte ich eine Veränderung. Nichts war unmöglich: Eine Unterkunft in London stand zur Verfügung, die eigene Wohnung ließ sich untervermieten und mein Privatleben musste ich sowieso neu sortieren. Etwas Abstand konnte nicht schaden.

Eine Frage brannte mir auf den Nägeln. Ich erkundigte mich behutsam, warum die Vorgängerin aus heiterem Himmel gekündigt hatte. Genaues wussten die Männer nicht, nur so viel bestätigten beide: Bevor sie ihre Zelte abbrach, hatte sie sich in der Waterloo Station mit einem älteren Herrn angefreundet, einem harmlosen Spinner mit kleinem weißen Hund ...

New York

Carl bittet zum Tanz

von Christiane Michel

Es war wie immer schon spät am Abend, als Carl nach einem anstrengenden Arbeitstag das Büro verließ. Die Straßen waren voll von eilenden Menschen. Viele waren nach Feierabend auf dem Heimweg. Andere gingen jetzt erst zur Arbeit oder einkaufen. Jede Menge Touristen schoben sich wie üblich staunend und fotografierend vorwärts. Das war nichts Ungewöhnliches. Eigentlich waren die Straßen immer voll in der Stadt, die niemals schlief.

Carl nahm es gar nicht wahr, während er mit dem Strom lief. Er war tief in Gedanken versunken. In dem Buch über Stressbewältigung, das er gerade las, stand geschrieben, dass es in unruhigen Phasen ein Anker für die Seele sein kann, wenn man sich bewusst an einen glücklichen Moment erinnert. Seitdem er gestern Nacht das Buch zur Seite gelegt hatte, beschäftigte ihn dieser Rat. Er konnte sogar schlecht einschlafen deswegen, und musste gleich beim Aufwachen von Neuem darüber nachdenken. Es deprimierte ihn ein wenig, dass ihm einfach kein sonderlich glücklicher Moment einfallen wollte. Sein Scheitern auf der Suche nach einer freudigen Erinnerung setzte ihn fast schon unter Druck und es konnte ja wohl nicht angehen, dass ein Buch über Stressbewältigung ihm Stress bereitete.

Erschöpft von der Arbeit und stur auf den Asphalt unter sich starrend, lief er nun den Broadway entlang, nicht auf das Treiben um ihn herum achtend. Bis plötzlich ein Hindernis vor ihm auftauchte und ihm den Weg versperrte. Instinktiv machte er einen Schritt nach links um auszuweichen, jedoch machte das Hindernis einen Schritt nach rechts, was die Situation nicht zu ändern vermochte. Eine Szene, zu der es täglich millionenfach allein in dieser Stadt kam. Carl wich nach rechts aus, die fremden Füße vor ihm aber folgten ihm, ebenfalls in der Absicht, auszuweichen. Er sah schließlich auf und blickte in das freundliche Gesicht einer rundlichen Dame mittleren Alters. Aus ihrem lächelnden Mund kam ein kehliges Lachen, sie zog die Augenbrauen hoch und öffnete die Arme leicht. Ihre Unterarme schwenkten etwas zur Seite, an einem baumelte eine Handtasche.

„Shall we dance?“ fragte sie und lachte erneut ihr kehliges Lachen.

Das Ganze dauerte nur wenige Sekunden, die nicht ausgereicht hatten, um den gedankenverlorenen Carl zurück in den Moment zu holen. Bar jeglicher Geistesgegenwart erkannte er leider nicht augenblicklich die Floskel, die in dieser Stadt häufig bei solchen Begegnungen bemüht wurde, die alltäglich und belanglos war, denn er war, wie im Grunde die meisten Menschen in New York, nicht von hier.

So ergriff er recht verwirrt, aber weil er von Natur aus eben ein höflicher Mensch war, die zu ihm hin geöffnete Hand, legte den Arm locker an die Taille der Dame und bescherte ihr so ebenfalls einige Verwirrung. Sie hatte allerdings Humor genug, um nach kurzem Verdutztsein lächelnd auf den Spaß – denn für so einen hielt sie es – einzugehen. Das spontane Paar wiegte sich in wenigen Tanzschritten über das Pflaster. Es waren natürlich keine ausladenden Schritte, dafür war es zu voll und zu eng. Aber einige Menschen machten sogar Platz, ohne sich weiter zu wundern, weil man sich, wenn man in New York lebte, irgendwann über nichts mehr wunderte.

Die Hüfte der Frau bewegte sich sanft unter Carls Hand und während er seine unverhoffte Tanzpartnerin unsicher ansah, bewegten sich seine Füße indessen sehr sicher. Carl war früher ein begeisterter und guter Tänzer gewesen, aber er hatte, wie ihm schien, ewig nicht getanzt. „Wann zuletzt war das gewesen?“, versuchte er sich zu erinnern. Und wo?

Währenddessen hatte die Dame sich bereits von ihm gelöst, hatte ihm ein „Have a nice day“ zugerufen und war weitergeeilt. Erst da kam Carl endlich zu sich und erfasste die Situation. Ihm war gerade nicht etwa ein „Free Hug“ angeboten worden, noch war das eine ernsthafte Aufforderung zum Tanz gewesen. Vor Scham über seine Begriffsstutzigkeit wäre er nun am liebsten im Asphalt versunken. Schnell erwiderte er noch den Gruß, aber die Menge hatte die Dame bereits verschluckt und seine Worte verhallten ungehört. Carl bedeckte mit der Hand seine Augen. Was war nur mit ihm los? Er hatte sich blamiert. Und dennoch: Obwohl er über seine eigene Dummheit den Kopf schütteln musste, fühlte er sich doch von dieser, aus einem Missverständnis ent-

standenen Begebenheit, seltsam beschwingt. Diese Stimmung kam aus seinen Füßen, die sich und ihn erinnerten hatten, an etwas Schönes, das er viel zu lange nicht mehr getan hatte.

Statt gleich die Subway zu nehmen, wie er es sonst immer tat, ging er einen Teil der 63 Blocks, die zwischen seinem Büro und seiner Wohnung an der Upper West Side lagen, zu Fuß, hier und da eine kleine Tänzelei, einen Cha-Cha-Cha-Hopser oder eine kleine Mambodrehung in seinen Schritt einbauend.

Und während er sich derart durch die Stadt bewegte, wurde ihm klar, dass er soeben einen wenn auch kleinen, so doch glücklichen Moment gehabt hatte. Und nicht nur das. Dieser kleine Moment hatte andere, weit zurückliegende Augenblicke aus seiner Vergangenheit zutage gefördert. Viele Gelegenheiten, zu denen er in jungen Jahren getanzt hatte und in denen er glücklich gewesen war, fielen ihm nun ein.

Warum ihm die Erinnerung an diese Momente entronnen war, obwohl er das Tanzen selbst offenbar nicht verlernt hatte, konnte er sich nicht erklären. Umso süßer schmeckte ihm nun die wiedergefundene Erinnerung, mundete ihm die vergessene Unbeschwertheit.

Bestärkt von diesem kleinen Erfolg, las Carl an diesem Abend weiter in dem Buch über Stressbewältigung. Ein anderer Ratschlag, den dieses Buch für ihn parat hatte, lautete: „Rhythmus spart Energie – Rituale heilen.“

Carl überlegte. Sein Arbeitsleben hatte Rhythmus, aber das zählte nicht, da es ihm vielmehr Energie raubte. Ab und an ging er spät noch eine Runde joggen, aber ein Ritual war das nicht. Was war denn ein Ritual? Dass er morgens immer in demselben Starbucks um die Ecke seinen Kaffee holte? Ein Ritual war doch etwas, das man in vollem Bewusstsein und mit Bestimmtheit tat, eine eher feierlich-festliche Handlung mit bestimmtem Ablauf. Nein, bei vollem Bewusstsein war er nicht, bevor er morgens nicht seinen ersten Kaffee hatte, und wenn er dafür wie viele andere Leute anstand, hatte das rein gar nichts Feierlich-Festliches. Die Vorstellung, ein Ritual zu haben, auf das er sich freuen konnte, gefiel ihm. So brachte ihn dieser Ratschlag erneut ins Grübeln. Und tatsächlich kam ihm eine Idee.

Die Ecke Broadway und Dreiundzwanzigste Straße war eine belebte Kreuzung. Aber auf dem in jüngster Zeit dort geschaffenen Platz, zwischen der 5th Avenue und Broadway, fand man dennoch fast einen Ruhepol im Trubel, obgleich er nie leer war. Immer standen dort Touristen, die das Flat Iron Building begutachteten; machten Leute ihre Mittagspause; gab es mindestens einen Hot-Dog-Stand oder Eiswagen; arbeitete dort ein Straßenreiniger oder hielt gerade ein Sightseeing Bus. Trotzdem herrschte hier eine gewisse Harmonie.

In diesen Schauplatz integrierte sich Carl nun wenige Tage später in ungewohnter und ungewöhnlicher Weise. Er schlenderte gemächlich umher. Zwar war er nervös und wäre lieber zackig auf und ab marschiert, aber das wäre seinem Vorhaben nicht entgegengekommen. Da er zudem eine große Tafel trug, einem Protestschild nicht unähnlich, wollte er nicht wirken wie ein einsamer Demonstrant oder religiöser Fanatiker. Daher bewegte er sich friedlich und abwartend. Zwei kleine Boxen, die seitlich an seinen Hüften befestigt waren, hoben und senkten sich dabei sachte. Nicht laut, aber vernehmlich erklang Musik aus ihnen. Carl hatte sorgfältig, eigens für sein Vorhaben, eine Wiedergabeliste auf seinem iPod zusammengestellt.

Er schlenderte und wartete darauf, dass jemand reagierte, der auf der Tafel, die er trug, folgendes las: „Shall we dance?“

In schwungvollen Lettern geschrieben prangte diese Frage auf einer Seite des Schildes. Ab und zu drehte Carl es um die eigene Achse, damit man beide Seiten sehen und lesen konnte, egal ob man ihm entgegenkam oder hinter ihm lief. Auf der Rückseite des Schildes stand in großen Druckbuchstaben: FREE WALTZ.

Einige Leute betrachteten ihn im Vorbeigehen skeptisch, andere grinsten. Ein paar vorlaute Kids einer vorbeigehenden Schulklasse fragten ihn, ob Free Waltz die Fortsetzung von Free Willy sei. Ein Hot-Dog-Verkäufer sagte augenzwinkernd, er fände Carls Idee gut, da das Tanzen die Leute sicher hungrig machen würde. So ging es eine Weile, und Carl ermüdete bereits langsam. Dann aber traute sich endlich die erste Person. Eine junge Frau, offenbar eine lebenslustige Touristin, nahm sein Angebot in Anspruch. Carl legte das Schild ab, stellte die Musik lauter und bot seinen Arm zum Tanze. Gemeinsam drehte sich das Paar schwungvoll im Kreise und walzte beherzt über den Platz, neugierig beobachtet von allen Anwesenden. Nachdem Carl sich förmlich verbeugt und

bedankt hatte, verabschiedete sich die junge Frau und ging lachend mit ihren Freundinnen weiter.

Der Anfang war gemacht und allmählich kamen immer mehr Menschen auf Carl zu, um sich einen „Free Waltz“ abzuholen. Frauen wie Männer, Snobs wie Obdachlose, Studenten wie Rentner. Carl tanzte mit allen.

War das Ensemble der New Yorker Bewohner bisher um Carl herumgewirbelt, hatte einen Tanz um ihn vollführt, und waren unzählige Choreographien ohne ihn aufgeführt worden, so tanzte Carl nun mit der Stadt, forderte sie auf, wurde synchron mit ihrer Bewegung und wiegte sich mit ihren Menschen im Tanzschritt.

Von da an gönnte sich Carl das Tanzvergnügen einmal in der Woche. Es wurde sein Ritual. Und es heilte ihn.

Little Odessa

von Stephan Kesper

Prospect Park – Brooklyn, New York. Die silbern-metallische Hülle der Bahn bleibt wackelnd vor mir stehen. Der Wind des Zuges wischt den Gestank des Penners weg, der hinter mir auf einer Holzbank sitzt. Er würde wohl liegen, wenn die Bank nicht mit senkrecht stehenden Holzplatten in Sitze unterteilt wäre – vermutlich eben, um das Hinlegen zu verhindern.

Die Türen öffnen sich laut zischend. Eine Afro-Amerikanerin mit traurigen Augen hinter einer dicken Brille sieht mich kurz an, dann verlässt sie den Zug. Ich sehe ihr ebenso kurz hinterher, ihr unglaublich großer Arsch steckt wie hineingeschossen in einer grell-rosafarbenen Leggings. Die sonst krausen Haare hat sie zu schwarzen, glatten Strähnen gebändigt, die gegelt an ihrem Kopf kleben.

Ich betrete den Waggon und setze mich auf einen der orangenen Plastiksitze, die seitlich zur Fahrtrichtung aufgereiht stehen – ich empfinde das als ungewohnt, bei uns stehen die Sitze immer zu zweit nebeneinander in Fahrtrichtung oder entgegen dieser. Sitze ich mal in Fahrtrichtung, kommt meistens eine ältere Dame „... ich kann nicht in Gegenfahrtrichtung ... der junge Mann ... wäre es möglich ... Ihnen macht's doch sicher nichts aus ...“ Ich stehe immer auf. Wenn ich dran denke, setze ich mich gleich dahin, wo die alten Damen nicht sitzen wollen. Junger Mann – ich überlege, wie alt ich werden muss, damit ich nicht mehr als solcher bezeichnet werde. 43 reicht offensichtlich noch nicht.

Ein Blick nach links und rechts – ich bin nicht alleine. Zwei Jugendliche sitzen sich gegenüber, breitbeinig, so weit im Sitz heruntergerutscht, dass ihre Köpfe kaum von draußen zu sehen sein können. Sie sprechen miteinander und tippen dabei auf ihren Handys herum – sehen sich nicht an. Sie tragen beide weite, bunte Trainingshosen, teuer aussehende Turnschuhe, Jacken zu den Hosen passend, Goldketten, schräg sitzende Kappen – uniform auf ihre Weise.

Am anderen Ende des Waggons eine alte Frau mit Kopftuch und einer braunen Tasche auf dem Schoß. Sie wackelt bedenklich hin und her, als die U-Bahn endlich losfährt.

Einige Stationen weiter verlässt die Bahn den Untergrund. Auf Metallstellen in den ersten Stock erhoben – in Amerika „second floor“, der zweite Stock. Häuser zuckeln an den Fenstern vorbei – schnell ist anders. Ein Hafen, traurig aussehende Bäume ohne Blätter. Regen tröpfelt gegen die Scheiben. Die Tropfen werden vom Fahrtwind nach hinten getrieben. Schräg von links oben nach rechts unten aus meinem Blickfeld heraus.

Schließlich kommt die Station Brighton Beach. Ich stelle mich vor die Tür. Der Zug bleibt stehen, ich drücke auf den Knopf und verlasse die Wärme des Waggons. Kalter Wind von rechts erwischt mich auf der Plattform. Ich stelle den Kragen meiner Jacke hoch und knöpfe sie zu. Nur widerwillig lassen sich die schwarzen Knöpfe durch ihre ledernen Löcher stecken. Eine schwarze Metalltreppe führt nach unten. Hinter der Barriere sehe ich drei Jugendliche mit dunklen Kapuzen-Pullovern. „Die wären mir zu kalt“, denke ich, als ich durch die Drehtür aus Metallstreben gehe. Der Schlag erwischt mich hart am Kopf. Ich merke kaum, dass ich auf den Boden aufschlage. Benommen fühle ich, dass sie mir die unwilligen Knöpfe öffnen und Briefftasche sowie iPhone nehmen. Bevor ich wieder scharf sehen kann, sind sie weg. Eine Frau kommt an mir vorbei. Sie redet zu mir in gebrochenem Englisch, sagt, dass sie den Überfall gesehen hat. Ich frage sie, ob sie die Jugendlichen wiedererkennen könnte. Sie überlegt kurz, schüttelt dann den Kopf und geht weiter, um Komplikationen zu vermeiden.

Nachdem sie verschwunden ist, scheint nichts mehr darauf hinzudeuten, dass ich überfallen worden bin. Die Leute in der Nähe haben wohl nichts mitbekommen. Gelbe, große Taxis fahren an mir vorüber, die Reifen rauschen laut auf der regennassen Straße. Ich beginne zu zittern. Ich weiß nicht genau, ob vor Kälte oder etwas anderem. Ich sehe ein Café an der schräg gegenüberliegenden Straßenecke. Zumindest sieht es aus wie ein Café. Der Name auf dem Glas der Fensterscheibe, halbrund in goldenen Lettern, und dem leuchtenden Schild über dem Eingang sind mit kyrillischen Zeichen geschrieben. Ich drehe mich nach links und blicke die Straße hinab, folge der

Flucht aus zweistöckigen Backsteinhäusern, die sich zu beiden Seiten der Straße unter die eiserne Gleiskonstruktion der Bahn zu ducken scheinen. Die Schilder über den Läden zeigen kyrillische Namen, kyrillische Hinweise, kyrillische Inhaber. Ich erinnere mich an meinen letzten Besuch und an mein Unverständnis angesichts der in den Fenstern ausgehängten Schilder, die sämtlich in Kyrillisch geschrieben, doch deren Preise grundsätzlich in U.S. Dollar angegeben waren. Schon damals war mir nicht klar, in welcher Stadt ich mich eigentlich befand – in welchem Land.

Ich entschieße mich, zu versuchen, einen Kaffee zu bekommen. Ich habe Glück. Die Frau hinter der Theke im Café gegenüber versteht sogar mein Englisch. Zur Not hätte ich auch mit einigen Brocken Russisch bestellen können, das was vom Sprachkurs übrig geblieben ist. Aber mir steht nicht der Sinn danach. Ich setze mich an einen Tisch beim Fenster und sehe hinaus. Es ist schon beinahe dunkel. Der Regen macht den Eindruck, als würde er nicht so schnell aufhören wollen. Glücklicherweise habe ich mein Geld nicht in meiner Brieftasche, ich trage es immer in der hinteren Hosentasche, sodass ich bezahlen kann. Trotzdem werde ich viel Lauferei haben wegen meines Passes, den Kreditkarten, Scheckkarten, Personalausweis und so weiter. Ich ärgere mich, bin wütend, gehe im Geist den Überfall durch, hätte die drei Jugendlichen erst beobachten sollen. Hätte dem Schlag ausweichen sollen, hätte zurückschlagen sollen, so stark können sie ja nicht sein. Fühle mich gedemütigt. Mein Kopf tut weh. Ich taste mich an meinem Hinterkopf an die Stelle heran, wo der Schlag mich traf. Ich werde eine Beule bekommen, aber es blutet nicht.

Ich stehe auf und gehe. Die Brighton 6th hinunter, dann links in den Brightwater Court. Nach wenigen Metern der Eingang zu einem sechsstöckigen, kantigen Hochhaus. Vom Aussehen und Zustand einem der „Projects“ genannten Sozialbauten ähnlich.

Auf den mit Graffiti beschmierten Klingeln sind kaum noch Namen zu erkennen. Schließlich – nachdem ich mich an die Beschreibung erinnere, wo die Klingel zu finden ist – finde ich die richtige und drücke drauf. Kurz darauf summt die Tür und ich gehe die Treppe hinauf.

Ich komme an einer offenen Tür vorbei. Ein Mann in einem schmutzigen Unterhemd und grauer, verbeulter Hose schreit auf Russisch eine schwarzhaarige Frau an, die verängstigt an einen Türrahmen gedrängt steht. Sie trägt ein billig aussehendes, helles Kleid, gemustert mit kleinen blauen Blumen, schwarze Haarsträhnen hängen ihr ins Gesicht, sie sieht mich mit schwarzen Augen an – ich sehe Tränen ihre Wange hinunterlaufen. Der Mann folgt ihrem Blick, er sieht mich. Er wirft mir etwas auf Russisch an den Kopf, das wie eine Beleidigung klingt und gibt der Tür einen kräftigen Tritt. Sie knallt so fest gegen den Rahmen, dass sie gleich wieder aufspringt.

Im dritten Stock ist eine weitere Tür offen. Im Rahmen steht Fjodor, seine grauen Haare stehen vom Kopf ab. Er erinnert ein wenig an Einstein, nur nicht sein Gesicht. Wir umarmen uns – Jahre ist es her.

„Wie geht es dir?“, fragt er mich, klopft dabei auf meine Schulter.

„Ich bin auf dem Weg überfallen worden“, antworte ich.

Er schüttelt den Kopf. „Keine gute Gegend hier, keine gute Gegend.“

Er kocht Tee. Starken, schwarzen, russischen Tee, den wir mit viel Zucker und etwas Zitrone trinken. Dabei sitzen wir auf zwei Stühlen an einem winzigen Tisch in Fedjas Küche. Anstatt einer Tischdecke liegt eine mit bunten Blumen verzierte Plastikfolie unter den Tassen. Ich schaue nach links aus dem Fenster. Im letzten Licht des grau endenden Tages kann ich ein kleines Stück vom Atlantik sehen. Wenig später liegt dort nur noch Schwärze, und das Einzige, was ich sehen kann, ist dunkler Asphalt von rot-orange leuchtenden Quecksilberdampfampfen beschienen.

Es hat aufgehört zu regnen. Fedja schlägt vor, zur Feier des Tages essen zu gehen. Ich willige ein. Er braucht lange, um sich anzuziehen. Er ist alt geworden.

Wir gehen um den nächsten Block herum zur Promenade am Strand. Dort finden wir den Eingang zum Tatiana. Ein mit dem schrill-bunten Pomp, den vermutlich nur Russen lieben können, dekoriertes Restaurant und Nacht-Club, dessen Inneneinrichtung bereits aus der Mode war, als es vor Jahrzehnten renoviert wurde. Ein Kellner mit schwarzgefärbtem, schütterem Haar und einem dünnen Schnauzbart auf der Oberlippe bedient uns. Als er bemerkt, dass Fedja Russe ist, wird er sehr viel freundlicher und bringt uns einige Runden Wodka, den wir nicht auf der Rechnung wiederfinden. Bald sind wir die einzigen Gäste. Der Kellner setzt sich mit der Wodkaflasche zu uns. Fedja und er erzählen sich gegenseitig die Geschichte ihres Lebens. Ich versuche, mit meinen rudimentären Kenntnissen zu folgen. Ab und zu übersetzt Fedja Dinge, die er für wichtig hält.

Seine Wangen sind rot, er lächelt, und ich glaube, er hat seit langem auf einen Abend wie diesen gewartet.

Als die Flasche leer ist und Pjotr – der Kellner – eine neue bringen will, greift Fedja ein, bedankt sich lange und umständlich, schiebt sein Alter vor und besteht darauf, dass wir gehen. Ich bezahle und lasse ein so großes Trinkgeld da, dass die Flasche Wodka mit abgedeckt ist.

Draußen ist es sehr kalt geworden. Ich bemerke es kaum. Der Wodka heizt mir ein. Aber Fedja kommt nur sehr langsam vorwärts. Seine Hände zittern, als ich sie ergreife, um ihm einige Stufen von der Promenade hinunterzuhelfen.

„Weißt du, Pjotr wird den Wodka selbst bezahlen müssen“, sagt Fedja mit zitteriger Stimme, „und er bekommt nicht viel Geld als Kellner. Und du als Deutscher bist nicht gewohnt, Trinkgeld zu geben. Ich werde morgen nochmal hingehen, einen Kaffee trinken und ihm ein gutes Trinkgeld geben.“

„Fedja, ich weiß, wie das mit den Trinkgeldern in Amerika läuft. Ich habe genug dagelassen.“

Unter einer Straßenlampe bleibt er kurz stehen, hebt seinen Kopf und klopft mir dann auf die Schulter.

Er bietet mir an, bei ihm zu schlafen, aber ich lehne ab. Es ist zwar spät, aber ich glaube nicht, dass ich ein zweites Mal am selben Tag überfallen werden könnte. Also verabschiede ich mich von Fedja, wir umarmen uns. Dann bringe ich ihn noch zum Hauseingang und laufe weiter zur Brighton Beach Station.

Kurz vor dem Café, in dem ich wenige Stunden zuvor gegessen hatte, sehe ich in einem Hauseingang einen Jugendlichen liegen. Er trägt einen dunklen Pullover mit Kapuze, die er sich über den Kopf gezogen hat. Ich bekomme einen Schreck, doch dann bemerke ich, dass er in seinem eigenen Erbrochenen liegt. Er stinkt schon von weitem nach Alkohol. Ich gehe näher ran, überlege ihm einen Tritt zu geben, doch dann beginne ich vorsichtig, seine Hosentaschen abzuklopfen. In der linken ist etwas Dickes. Ich ziehe meine Brieftasche heraus. Ermutigt suche ich weiter, in der rechten, hinteren Hosentasche finde ich mein Telefon. Der Junge dreht sich im Schlaf um, sein Gesicht wird nun von einer der Straßenlampen beschienen. Ich schätze, dass er nicht älter als sechzehn ist. Auf seiner Oberlippe wächst etwas dunkler Flaum. Dann stehe ich schnell auf und renne zur Station. Noch während ich auf dem Bahnsteig warte, höre ich hinter mir, von unten aus der Straße, wie jemand sich lautstark und besoffen auf Russisch darüber beschwert, dass er überfallen wurde.

Als die silbrigen Waggons endlich eintreffen, falle ich ins Warme. Der Wagen ist menschenleer und stark überhitzt. Der Wodka und die Wärme lullen mich ein, tragen mich fort. Die orange-roten Lampen ziehen vor dem Fenster vorbei. Die Geräusche und das Hin- und Herwackeln der Bahn versuchen mich in den Schlaf zu wiegen. Ich kämpfe dagegen an. Als die Waggons sich in eine Linkskurve drehen, blicke ich zurück zu den Hochhäusern und den Lampen von Brighton Beach. Jene Gegend, die „Little Odessa“ genannt wird, und habe das überwältigende Gefühl, Fjodor nie wiederzusehen.

Lili Marleen

von Suzanne Cohen

Wie lange war es her, dass er die Blätter Unter den Linden hat fallen sehen? Ein Leben. Eine Liebe.

Im „Kaisereck“ an der Friedrichstrasse bestellt er einen Kaffee. Schwarz mit viel Zucker. Ein Mann mit schneeweißen Haaren und einem altmodischen Hut. In einem Anzug, der mal edel war. Sein Deutsch ist fast vergessen. Hanna hat er nie vergessen.

„Unsere beiden Schatten sahen wie einer aus, dass wir lieb uns hatten, das sah man gleich daraus“, sang Lale, als ihre Augen ihn zum ersten Mal anlächelten. Ein leuchtendes Grün – wie der Central Park im Mai. Sie tanzten die ganze Nacht. Erst scheu, dann seltsam vertraut. Als er sie nach Hause brachte, hakte sie sich bei ihm ein. Sie gingen ohne Eile durch die Straßen, an den Uniformen vorbei. Nur ihre Absätze durchbrachen die Stille, den Takt der Lautlosigkeit.

Ich wollte nicht, dass du es weißt. Wissen kann gefährlich sein. Und es war besonders gefährlich in diesen Tagen. Hätte ich es dir sagen sollen? Wären unsere Leben dann eins? Immer und immer wieder habe ich darüber nachgedacht, wenn ich am Sonntag auf meiner Bank im Central Park saß. Wenn die ohnmächtigen Kriegstage in Berlin so fern waren. Wenn ich der Heimat so fern war. Wenn du so fern warst. Selbst im Winter, wenn der Wind vom Hudson River durch die Häuserschluchten zog, wünschte ich, es wäre unsere Bank gewesen, auf der ich da saß.

Der alte Mann schaut verloren den vorbeieilenden Menschen nach. Die Schallplatte dreht sich. Holprige Töne aus vergangenen Zeiten umschließen das Café und die Menschen darin. Für einen Moment Unendlichkeit.

In der Times habe ich von dir gelesen. Von deinen Erfolgen und der Begeisterung, mit der dein Publikum dich liebte. Ich wusste, dass du es schaffen würdest. Die Menschen waren verzückt, geradezu dankbar, wenn du ihnen nur ein Lächeln, einen Blick, eine einzige Minute deiner Aufmerksamkeit geschenkt hast. Wie oft habe ich einen Brief begonnen und dann doch nicht abgeschickt? Hat dir Georg meine Nachricht übermittelt? Hast du nach mir gesucht? Hast du manchmal an mich gedacht? Mit Hass? Mit Liebe? Mir bleiben nur Fragen ohne Antworten. Ich entschied, dir dein Leben zu lassen. Und jeden Tag habe ich dich vermisst. Deine Umarmungen, deine Küsse. Ich habe versucht, die Vergangenheit zu vergessen, aber die Vergangenheit ist immer da.

Das Glöckchen über der Tür läutet mit jedem Gast, der eintritt. Mit jedem Gast, der austritt. Der frische Herbstwind ist ihr Begleiter, der die Schatten verweht. Der alte Mann beobachtet einen kleinen Jungen – vielleicht vier oder fünf Jahre alt, der sich suchend umblickt. Erleichterung weicht dem Schrecken in seinem Gesicht, als er seine Mutter in einer Ecke des Cafés entdeckt. Sie ist in ein Gespräch mit einer anderen Frau vertieft, streicht ihrem Sohn über das braune Haar, ohne wirklich auf ihn zu achten.

Die Tage damals waren so anders. Angst und Misstrauen lauerten über der Stadt – wohnten in den Köpfen der Menschen. Zwei Geschwister, die Hand in Hand durch die Straßen spazierten. Zwischen den Uniformen hindurch. Ihr bittersüßes Lächeln traf jeden und nistete sich tief in den Herzen ein.

Nebenan lugten die Schultzes durch das Guckloch, wenn die Stille im Treppenhaus durchbrochen wurde. Auch dann, wenn die Stille zu lang währte, oder ein Flüstern durch die Türritzen kroch. Den Maiers aus dem ersten Stock wollte niemand vertrauen. Den Bergers auch nicht. Die Goldsteins von unten waren schon lange nicht mehr da.

In diesen grauen Tagen hast du mir den Frühling gebracht. Du mit deinem Lächeln.

Wie liebte ich die Wochenenden mit dir, wenn wir mit den klapprigen Rädern zum Schlachtensee gefahren sind. Dass die Bremse nicht funktionierten, hat dich nicht gestört. Fröhlich tanzten deine Locken im Wind. Das Sommerkleid umspielte deine sonnengebräunten Beine, deinen Körper, den ich so sehr begehrte. Weiße Lilien auf gelbem Grund. Nicht einmal der Luftbombenalarm konnte uns abhalten. „Was könnte schöner sein, als mit dir in der Hitze eines Sommernachmittags an den Ufern des Schlachtensees zu sterben?“, hattest du gesagt. Das Grün in deinen Augen

war so lebendig. Du warst so lebendig.

„Möchten Sie noch etwas trinken?“, fragt der Kellner. Ein junger Bursche mit braunem, vollem Haar.

„Noch einen Café, bitte“, antwortet der Alte zögernd, weil er die Frage seit 55 Jahren nicht mehr gehört hatte. In New York gießen die Kellner ungefragt nach. Daran hatte er sich nie gewöhnen können. Seine Stimme klingt fremd, begleitet von einem Akzent aus einer anderen Zeit.

Stell' dir vor, Hanna, ich habe unsere Sprache verlernt! Zu viele Jahre in New York. Fern der Heimat. Ausgerechnet ich – der tagein tagaus mit den Wörtern gespielt hat. Weißt du noch, wie ich erst aus dem Haus konnte, wenn ich meinen Notizblock in meiner Brusttasche wusste? Und ja, an den Abenden, wenn wir uns nicht sahen, habe ich noch andere Texte geschrieben. Ich musste, konnte nicht anders. Wenigstens mit Worten musste ich kämpfen. Hat Georg dir meinen Brief gegeben? Hat er dir alles erzählt? Oder kennst du nur die braunen Lügen über mich? Ich wollte dich schützen, deswegen habe ich kein Wort darüber verloren. Stell dir vor, was passiert wäre, wenn du es gewusst hättest ... Hast du mir jemals verziehen?

Noch einmal durchlebt er die Nacht. Diese eine Nacht, die immer wiederkehrt. Sie holt ihn unerwartet ein. In der Subway in New York auf dem Weg zur Redaktion, im Menschengedränge der 5th Avenue, am Hudson River, auf seiner Bank im Central Park, in einem Café in Berlin und in seinen Träumen. Die schweren Schläge, mit denen Georg ihn mitten in der Nacht aus dem Schlaf trommelt. Sein Herz, das so laut schlägt, dass er seinen Körper nicht mehr spürt. „Sie haben die Druckmaschine gefunden – du musst sofort weg.“ Er stolpert über eine kalte Tasse Tee, die am Boden steht. Schlüpft in seine Schnürschuhe, während Georg an der Tür ungeduldig wartet. Ihre hastigen Schritte hallen im Dunkel des Treppenhauses. Sie laufen die Schönhauser Allee entlang. Schnell – ohne zu rennen. An der Ecke wartet Jimmy in einem Wagen. Ein Amerikaner. Bevor sich die beiden Männer umarmen, kritzelt Paul noch eine Nachricht auf seinen Notizblock. Er steckt ihn Georg zu. Für Hanna. Sie umarmen sich fest. Beide wissen, dass es kein Wiedersehen gibt. Jimmy fährt mit seinem Ford langsam los. Nach Süden. Zum Anhalter Bahnhof.

Verloren sieht der alte Mann dem Kellner nach, wie er geschmeidig zwischen den Tischen hindurchtänzelt. Frei von Sorgen. Elegante Leichtigkeit.

Immer wieder habe ich an unsere letzten gemeinsamen Stunden denken müssen. Wir saßen auf unserer Bank. Im Grunewald. Als wir uns zum Abschied küssten, wussten wir beide nicht, dass es das letzte Mal sein würde. Oder wusstest du es doch? Du warst traurig. Die Bäume standen in staubigem Grau um uns herum. Du wolltest mir den Grund für deine Traurigkeit nicht verraten. Was hat dich bedrückt? Was hast du gewusst, was ich nicht wusste? Warum warst du nur so unendlich traurig? Als ich in dieser Nacht im Zug saß, der mich aus Berlin wegbrachte, musste ich immerzu an deine grünen Augen denken, die mit einem Mal so traurig waren. Und an diesen einen letzten Kuss. Die Stadt wurde immer kleiner, verblasste am Horizont. Ich fuhr nach Westen. In die Freiheit. Doch der Preis war hoch.

Der alte Mann hat den Kaffee nicht angerührt. Schwarz und kalt steht er vor ihm auf dem hölzernen Tisch. Mit den dünnen alten Fingern streift er über die Kerben. Immer und immer wieder.

Dünn war er, als er nach den Wochen an Deck schließlich in New York einlief. Das war es also: das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Das Land der Einsamkeit. Wochen und Monate streifte er ziellos durch die Straßen. Die Träume und Bilder aus Berlin ließen ihn nicht schlafen. Die Briefe an Georg blieben ohne Antwort. Die Gedanken an Hanna auch. In den Zeitungen und im Fernsehen verfolgte er den Untergang. Ein Teil von ihm war auch untergegangen. Wenn er Trost suchte, ging er am Wasser entlang. An schönen Tagen nahm er in der Mittagspause die Fähre nach Staten Island. Das Geschrei der Möwen begleitete ihn. Er setzte sich ans Wasser, aß sein Sandwich und das Gebrüll der Stadt verstummte – verschluckt von all dem Blau.

Du warst im falschen Teil der Stadt. Einmal habe ich ein Einreisevisum beantragt. Ich wollte dich nur ein einziges Mal auf der Bühne sehen. Im deutschen Theater. Für dich applaudieren. Dich bewundern. Dir nah sein. Du warst die Emily in Wilders kleiner Stadt, Gretchen in Goethes Faust, die Irina in Tschechows Möwe, die Liebe in meinem Leben.

Die Finger verharren in der Tiefe einer Kerbe. Narben der Erinnerung.

Wenn er am Sonntagmorgen seinen Spaziergang durch den Central Park beendete, setzte er sich stets auf die Bank, von der aus man den Eisläufern zusehen konnte. Er las die Times, atmete die Luft tief ein und schloss die Augen, um Hanna nah zu sein. Die Hanna, die ihn anlächelte, die seine Hand in ihrer hielt, als sie in der Sonne am Schlachtensee lagen und den Himmel ansahen. Die Hanna, die ihn ein einziges Mal in seinem Leben erfahren ließ, was Glück bedeutete. Die Hanna, die so traurig war, als sie sich zum letzten Mal küssten. Manchmal fütterte er die Eichhörnchen im Park. Fast kam es ihm vor, als verstanden sie seine Einsamkeit.

Unsere Wege sollten sich nicht mehr kreuzen: Keine Einreisebewilligung – wie auch? Ein zu den Amerikanern übergelaufener Widerstandskämpfer. Ein Klassenfeind. Teil des amerikanischen Raubimperialismus. Ich. Dein Paul.

Erst trennte uns der Krieg und dann eine Mauer. Wie kann das Schicksal in einem einzigen Leben so grausam sein?

Heute bin ich durch Berlin gelaufen. Meine Stadt. Unsere Stadt. Die Straßen und Namen sind mir seltsam vertraut. Und doch bin ich nur ein Schatten aus einer anderen Zeit. Ich habe Lilien auf dein Grab gelegt. Weiße. Auf braunem Grund.

Aus dem stillen Raume,
Aus der Erde Grund,
Hebt mich wie im Traume
Dein verliebter Mund.
Wenn sich die späten Nebel dreh'n,
Werd' ich bei der Laterne steh'n
Wie einst, Lili Marleen.

Berlin

Boxi - Ick liebe dir

von Dalia Staus

Schon wieder konnte ich heute Nacht nicht einschlafen. Das ist auch nichts Außergewöhnliches mehr, seitdem eine Ferienwohnung in unserem Haus vermietet wird. Einen einzigen Vorteil hat sie: Die Touristen hinterlassen regelmäßig mehrere Tüten mit Pfandflaschen und so kann ich neben meinen Nebenjobs „dazuverdienen“. Manchmal findet man im Flur sogar Einkaufsreste wie Tee, Honig, Marmelade, Cornflakes. So wird mein Sonntag hin und wieder gerettet, wenn Freunde bei mir spontan übernachten, aufwachen und in den leeren Kühlschrank greifen. Ja, es hat was – man geht in so einer Situation hinunter und lässt sich überraschen.

Heute Morgen wurde ich wieder mal überrascht. Allerdings nicht von den großzügigen Touristen, die etwas übrig gelassen haben. Ich musste zur Arbeit eilen, war wie immer zu spät, wollte das Fahrrad schnappen, aber jemand hatte meinen Sattel „ausgeliehen“. Manchmal finde ich ihn wieder, auf dem Briefkasten zum Beispiel, aber heute war er eben weg. Weg! Da die S-Bahn seit Tagen nicht fährt, was in letzter Zeit verdammt oft passiert, musste ich den Umweg mit der U-Bahn in Kauf nehmen. Ich steige in den voll besetzten Zug ein und freue mich, dass ich nicht alleine so früh aufgestanden bin. Ich versuche, wach zu bleiben und beobachte die Berliner um 6 Uhr morgens. Neben mir sitzt eine junge Dame mit künstlichen Fingernägeln und aufgemalten Augenbrauen. Sie erzählt am Telefon ihre Lebensgeschichte und es klingt für mich so seltsam: „kaschamaleilumhab ey alte rümbuschuch ich sag's dir salaichmal ey ...“ Es kann aber auch an mir liegen, dass ich so geräuschempfindlich bin - ich brauche nämlich einen Kaffee! Ich ziehe meine Mütze über die Ohren, damit ich der leidenden Frau nicht zuhören muss und lese beim Sitznachbarn die Bildzeitung mit. Lesen ist zu viel gesagt, ich meine, ich schaue mir die räkelnde Frau auf der Titelseite an. Früher war meine Freundin auch so attraktiv wie die da. Ja, sie war natürlich und locker. Nachdem sie aber von Marzahn in den Prenzlauer Berg umgezogen ist (was in Berlin einen großen Aufstieg bedeutet), achtet sie auf Kleinigkeiten, die früher nie eine Rolle gespielt haben: Unterwäsche aus Bio-Baumwolle, Frühstück nur mit frisch gepresstem Orangensaft und von der Kaffeemaschine aufgeschäumtem Latte Macchiato. Statt selbstgedrehten Zigaretten gibt es jetzt nur Gauloises-Zigaretten. Ach ja, Bier sollte man auch nicht mehr trinken, es stinkt aus dem Mund und wirkt proletenhaft. Besser wäre ein Glas Rotwein aus dem Weinladen.

„Die Fahrscheine, bitte.“

Das kann nicht sein! Da ich mit dem „ausgeliehenen“ Sattel nicht gerechnet hatte, habe ich auch kein Portmonee mitgenommen. Dumm gelaufen. Ich benutze nur selten die öffentlichen Verkehrsmittel und ausgerechnet jetzt, um 6:20 Uhr, wollen sie im Ernst die Fahrscheine kontrollieren?! Die U-Bahn hält gleich, ich sehe schon die Haltestelle, aber auf die Idee kamen jetzt anscheinend einige. Als ich mich vordrängele, bemerke ich, wie ein heißer Kaffee über meine Hose läuft.

„Hey, pass uff! Haste keene Augen im Kopp?“

„Ohhh, scusaaa.“

Nein, es bringt nichts, weiter zu schimpfen: der sieht gerade aufgestanden, aber nicht aufgewacht aus. Die Stimme mit „Die Fahrscheine, bitte“ nähert sich und nähert sich. Sch***, ich bin erwischt!

„Morgen. Ick hab men Ausweis zu Haus vergessen.“

„Kann passieren. Bitte mit mir aussteigen.“

Die nächsten beiden Stationen muss ich zu Fuß gehen, weil die Kontrolleure den nächsten Zug in meine Richtung nehmen. Ich weiß, dass ich mindestens eine halbe Stunde zu spät komme, aber ich traue mich nicht, meinen cholerischen Chef anzurufen. Als ich im Hotel erscheine, laufen meine Kollegen mit Kaffeekannen und eintrainiertem Lächeln hin und her.

Ich werde schon mit bösen Blicken erwartet. Nach einem Wutausbruch vom Chef bekomme ich meinen Stundenzettel in die Hand gedrückt: darin verzichte ich „freiwillig“ auf einen Stundenlohn. Ich will ihn zurück anbrüllen, aber ich muss nicht nur meine alten Schulden begleichen,

sondern seit heute auch die BVG-Mahngebühr. Also beiße ich mir auf die Unterlippe und nicke.

Die Zeit auf der Arbeit vergeht sehr langsam. Vielleicht bin ich heute selbst ein wenig langsam, denn mein Teamleiter läuft ausgerechnet mir die ganze Zeit hinterher und wiederholt pausenlos, dass ich meinen A*** bewegen soll. Seine Haare sind nach oben gegelt, an seinem Hemd leuchten Manschettenknöpfe und sein Parfüm riecht zu aufdringlich. Zumindest so früh am Morgen. Er wohnt in Zehlendorf und er mag keine Ostberliner. Das hat er mal gesagt, als er auf einer Weihnachtsfeier zu tief ins Glas geschaut hat. Und er mag keine Studenten, weil sie keine richtige Arbeit kennen. Er wusste, dass ich Politikwissenschaften studiere, deswegen musste er es ausdrücklich betonen. Merkwürdigerweise werde ich heute auch von einem Gast gefragt, was ich so studiert habe. Ich freue mich, dass wenigstens einer mich als Student erkennt, höre aber nur: „Wie lange haben Sie das studiert? Es ist sicherlich nicht so einfach, drei oder mehrere Teller gleichzeitig zu tragen.“ Ich hätte ihm gerne diese drei oder mehr Teller vor seiner Nase heruntergeschmissen, aber ich besinne mich im letzten Moment. Ich lächele einstudiert und antworte der älteren Frau freundlich: „Madame, ich studiere Politikwissenschaft. Ich arbeite hier als Aushilfe.“ Sie schaut mich über ihre Leserbrille an und meint: „Ach so. So schwer haben es die Politiker heutzutage.“ Ich versuche, so schnell wie möglich zu verschwinden. Als mein Teamleiter schon wieder hinter mir steht, lasse ich vor Schreck alle Teller herunterfallen. Meine Kolleginnen wollen mir helfen, aber er lässt sie nicht heran. Ich soll sofort saubermachen und verschwinden. Ich lasse meine Gedanken laut werden und schmeiße ihm die Schürze auf den Boden.

Auf dem Nachhauseweg bleibe ich am Alexanderplatz stehen. Ein Indianer spielt mit seiner Panflöte so schön, dass ich fast heulen will. Mag sein, dass es am heutigen Ereignis liegt: Ich habe meinen Nebenjob verloren und muss mehr Schulden abbezahlen als gestern. Ich hoffe, dass mein Fahrradsattel wieder auftaucht, sonst muss ich noch tiefer in meine leeren Taschen greifen. Die Musik verschmilzt mit meinen Emotionen und ich merke, dass ich der Einzige bin, der ständig klatscht. Zweihundert Meter weiter sitzen fünf Punks mit ihren Hunden und sie sehen glücklicher aus als ich. Ich ähnele eher ihren trägen Hunden.

Ich lasse das Berliner Flair auf mich wirken und gehe langsam zur U-Bahn. Dort wird auch Musik gespielt, nur nicht so schön wie die des Indianers. Die Musiker geben sich als Italiener aus, sind sie aber nicht. Aber das ist normal in Berlin: Jeder, der einen gebräunten Teint hat, ist ein „Möchtegern-Italiener“. Früher habe ich mich selbst als solcher ausgegeben, weil es bei den Mädels besser ankam.

Ich will in die U-Bahn einsteigen, aber da sehe ich schon wieder die gleichen Kontrolleure von heute Morgen! Ha, dieses Mal habe ich Glück gehabt! Oder auch Pech, denn ich sollte jetzt lieber zu Fuß nach Hause laufen.

Meine Augen kleben, meine Füße schlendern, meine Gedanken baumeln. In zirka 40 Minuten erreiche ich die East-Side-Gallery. So nennt man die Berliner Mauer in Friedrichshain heute. Als ich noch klein war, habe ich davon geträumt, auf die andere Seite zu gelangen, wo mein Vater und meine Oma wohnten. Ich habe diese hohen Wände als Feind gehasst, beeinflusst von meiner Mutter. Heute drängeln sich dort die asiatischen, europäischen und amerikanischen Touristen und lassen sich stolz an ihr fotografieren. Früher gab es zwei Arten von Berlinern – Osis und Wessis. Heute gibt es die Friedrichshainer, die Prenzlauerberger, die Zehlendorfer, die Charlottenburger, die Marzahner. Die Liste ist lang. Wenn früher die Stadt in das Gute und das Böse eingeteilt wurde, dann wird sie heute je nach Bezirk als spießig, bürgerlich, links, rechts, ausländisch, deutsch, gefährlich und friedlich abgestempelt. Es gibt genug Platz für alle. Man muss in Berlin nicht fliehen, wenn man seine Jugend ausleben möchte, und man muss nicht wegziehen, wenn man älter und konservativer wird. Einfach den Umzug von Ostberlin nach Westberlin wagen. Kein weiter Weg, aber eine große Mentalitätsveränderung.

Als ich nach Hause komme, rufe ich meine Freundin an. Ich erzähle ihr, dass ich einen schlechten Tag hatte und bitte, dass sie zu mir kommt. Sie mag Friedrichshain aber nicht, es ist ihr zu laut, zu dreckig. Seit Monaten versucht sie mich zu überzeugen, zu ihr in den Prenzlauer Berg zu ziehen, aber dieser Bezirk ist mir zu spießig. Dahin zu ziehen, wäre gleich einem Umzug ins konservative Bayern. Ich und ein Latte Macchiato morgens sowie ein Bio-Wein abends? Nee, dat bin icke net.

Sie macht mit mir Schluss, was in letzter Zeit so oft passiert wie der Ausfall der Berliner S-Bahn.

Das habe ich auch ein wenig erwartet, weil der Kampf um Friedrichshain und dem Prenzlauer Berg so stark ist, dass es am Ende nur einen Gewinner und einen Verlierer geben kann. Wir bleiben beide Gewinner: Sie bleibt dort – ich bleibe hier.

Ich habe seit Jahren aus der Wohnung meines Nachbarn Dr. Schmidt Cannabis gerochen, aber ich habe ihm nie zugetraut, dass er sowas rauchen würde. Ich bin vom heutigen Tag erschöpft und traurig. Ich habe nichts mehr zu verlieren, deswegen klinge ich bei ihm an der Tür und überlege, wie ich das Gespräch am besten beginnen soll. Er öffnet verschüchtert die Tür und ich frage ihn direkt nach dem Zeug. Er wirkt irritiert, aber schließlich drückt er mir sein Bier in die Hand und lädt mich in seine Wohnung ein. Nach der Diskussion über seinen Dokortitel haben wir einander nicht mehr viel zu sagen, aber es ist auch nicht notwendig. Wir hören Musik, nicken gleichzeitig, ziehen an der selbstgedrehten Zigarette und lassen das Ganze auf uns wirken. Zwei Stockwerke unter uns sind die neuen Touristen zu hören, die morgen wahrscheinlich wieder eine Tüte mit Pfandflaschen hinterlassen. Ach, ick liebe dir, Boxi!

Berührungspunkte

von Claudia Paal

„Ich würde mich freuen, wenn Sie teilnehmen.“

„Anonym sagten Sie?“

„Ja, mir wäre es anders auch lieber, aber viele Menschen möchten nur anonym ihre Geschichte erzählen.“

„Welche Geschichte?“

„Ich würde mich gerne auf die beschränken, die Sie dazu veranlasste, heute um 17:53 Uhr in diese Straßenbahn einzusteigen. Die Geschichte, die dazu führte, dass wir uns trafen und ich Sie kurz aufhalten konnte.“

Ich zögere ... fremden Lesern sein Leben zu eröffnen ist keine verlockende Vorstellung.

„Das ist meine Emailadresse. Schreiben Sie mir, wenn Sie bereit sind zu diesem Experiment.“

Ich sitze zu Hause und grübele. Ich gebe zu, dieser Reporter macht nur seinen Job. Dennoch. Meine Geschichte in seiner Zeitung? Aber immerhin anonym. Vielleicht war es längst überfällig, meine Geschichte zu erzählen.

Amira

„Alles dreht sich um das Zugticket, das vor mir auf dem Schreibtisch liegt. Um zu berichten, warum ich heute um 17:53 Uhr in die Straßenbahnlinie der Nummer drei stieg, muss ich etwas ausholen. Und zwar genau bis zum Mittwoch, bis zum 1. Juni, also vor genau sechs Monaten. Im Chat kann man sehr schnell einen Menschen kennenlernen, der mehr als nur sympathisch ist.

Ich weiß, liebe Leser, was Sie jetzt denken: diese junge Frau, fernab der Realität. Doch so war es nicht. Nicht bei Hannes und mir. Wir lasen die gleichen Bücher, wir liebten unsere Gespräche - so frei. Nicht immer waren wir einer Meinung, wir redeten uns nicht nach dem Mund. Wir sprachen über seine letzte Freundin, über das Baby, das sie verloren hatten. Sein Schmerz wurde zu meinem Schmerz.

Hannes ist krank. Es hat mich nicht gestört, ich sah mich an seinem Bett sitzen und seine warme Hand halten. Wie alt konnte er werden? Niemand konnte es sagen. Es spielte auch keine Rolle. Zwar war Hannes mobil, doch emotional an seine Berge gebunden. Unmöglich hätte ich von ihm verlangt, zu reisen. Das Zugticket nach Neustift im Stubaital war schnell gekauft. Zwei Wochen vorher bereits. Die Abfahrt war gestern und ich war viel zu früh am Bahnhof gewesen. Noch immer kannte ich Hannes Adresse nicht. Auf meine Emails hatte er seit dem Zugticket nicht reagiert.

Immer wieder während der endlosen sieben Stunden Zugfahrt habe ich ihn angerufen. Niemand hörte. Allein wartete ich auf dem Bahnhof in Neustift. Dann ging ich in die unbekannte Stadt. Das Gefühl, durch die gleichen Straßen zu schreiten, durch die Hannes vielleicht gegangen ist, eine merkwürdige Vorstellung. Meine Füße brachten mich zurück zum Bahnhof. Der Zug brachte mich zurück nach Berlin. Die Straßenbahn um 17:50 Uhr brachte mich zurück zu meiner Wohnung. Hier sitze ich mit dem zerknüllten Fahrschein, in einer Wohnung, die ich bereit war aufzugeben, in einem Leben, dem ich bereit war, den Rücken zu kehren. Wofür? Für eine Fata Morgana. Wenn Sie, liebe Leser, nun sagen, diese Frau - fernab der Realität, dann sage ich Ihnen heute: Sie haben recht. Ob Sie sich in der gleichen Situation mit diesem Rat dienen würden?“

„Ich habe nie geschrieben.“

„Darauf kommt es nicht an“, muntere ich ihn auf, während ich dem älteren Herrn meine Visitenkarte überreiche.

Herr Scholz

„Bis heute früh dachte ich noch, dass ich die Visitenkarte nicht mehr benötige. Denn die Begebenheit war einfach erzählt. Ich saß in der Linie Nummer drei und fuhr von meiner Enkelin nach Hause. Ich habe ihr etwas Geld gebracht. Diese jungen Studentinnen, es ist eben manchmal knapp. Auf dem Rückweg war ich noch kurz an der Bank, etwas Geld für mich abheben. Wieder musste ich mir am Bankschalter von einer jüngeren Frau helfen lassen. Die Technik wird nicht einfacher, wie ich feststelle.“

Der Filzmantel begleitet mich seit Jahren, gestern habe ich ihn verflucht. Hastig musste ich zur Straßenbahn, eben noch hatte mir die junge Frau am Bankschalter geholfen, nun kam die Linie drei bereits. Es regnete in Strömen und es lief nur so an meiner Glatze herunter. Es ist merkwürdig, wenn man keine Haare mehr auf dem Kopf hat, man spürt alles viel deutlicher. Oder es liegt am Alter. Hätte ich die Bahn nicht erreicht, hätte ich in der Bank auf die nächste gewartet, denn einen Schirm trage ich nie bei mir.

Bis hierhin ist die Geschichte ziemlich unspektakulär und sicher hätte ich mir nicht die Mühe gemacht, nach der Visitenkarte in meiner abgegriffenen Manteltasche zu suchen. Doch heute Morgen im Radio bei den Morgennachrichten war auf einmal alles anders. In der Bank gestern war eingebrochen worden. Als aufmerksame Leser werden Sie nun vermuten, worauf ich hinaus will. Der Einbruch war, während ich in der Linie drei saß und nach Hause fuhr. Oder noch einmal deutlicher: Hätte ich gestern nicht die Straßenbahn im Laufschrift erreicht, wäre ich heute eine Geisel gewesen. Ein mulmiges Gefühl! Die junge Frau, die mir geholfen hat? Ich weiß es nicht, ich hoffe, dass sie sich wegen mir nicht verspätet hat.“

„Meine Geschichte?“ Ich sehe den Reporter ungläubig an.

„Ja, für die Zeitung. Anonym natürlich.“

„Meine Geschichte ist zu verworren.“

„Es gibt keine Geschichte, die nicht erzählbar wäre.“

Letitia

„Die Bahn der Linie drei sollte mich zu Sebastian bringen. Doch er war nicht zu Hause, wahrscheinlich arbeitete er noch. Ich werde ihn später anrufen müssen, um ihn zur Rede zu stellen. Aber ich fange am besten vorne an und da beginnt es auch schon, kompliziert zu werden. Und wenn Sie eine rührende Liebesgeschichte erwarten, muss ich Sie leider enttäuschen. Denn es ist eine Geschichte der Verluste.“

Mein Freundeskreis bestand zu Beginn der Geschichte aus zirka zwanzig Personen. Einige von ihnen mehr Bekannte als Freunde. Unter ihnen Svenja. Svenja war erst vor einem Jahr in unsere Stadt gezogen, weil sie einen Job bei ihrer Freundin Noel im Fitnessstudio fand. Noel wiederum war eine entfernte Bekannte von mir, zugegeben ich mochte sie nicht besonders. Svenja und ich haben uns regelmäßig gesehen. Bis zu dem Tag, an dem Noel mir berichtete, Svenja hätte einen Bandscheibenvorfall. Es war das letzte Mal, dass ich sie sah. Noch heute vermisse ich sie. Es vergeht kein Tag, an dem ich mir nicht den Kopf über die Vorkommnisse zerbreche.

Nach einem halben Jahr, an diesem Tag zu Pfingsten, fragte ich Sebastian nach Svenja. Sebas-

tian? Noels Freund und mein bester Freund. Er musste doch Bescheid wissen. Ja, Bandscheibenvorfall ... auch ... ja ... Aber in erster Linie doch eher der Streit mit Noel. Svenja wohne doch schon länger nicht mehr in Berlin, meinte Sebastian ganz selbstverständlich. Ich verstand nicht. Weder eine SMS, noch eine Email, nichts erreichte Svenja. Ich machte mir Sorgen, Wochen um Wochen. Immer wieder dachte ich daran, wie aufopferungsvoll Svenja bis zu ihrem Verschwinden unsere Freundin Carmen gepflegt hatte. Magenkrebs, ich erspare Ihnen die Details, liebe Leser. Aber eines kann ich Ihnen sagen, es ist kein angenehmer Tod.

Tod. Als Carmen starb, hatte es mich ziemlich aus der Bahn geworfen. Wenngleich ich wusste, dass dieser Tag kommen musste. Sebastian hat mich immer wieder versucht zu trösten. Auch er litt. Nächsten Freitag ist die Beerdigung, doch daran möchte ich heute noch nicht denken.

Heute Morgen schrieb ich Sebastian eine SMS: „Ist Svenja über die Vorkommnisse informiert?“

„Ich weiß es nicht.“

„Sie hatte doch einen nicht unwesentlichen Anteil an der Pflege“, schicke ich ihm hinterher und hoffe, dass er sich darum kümmert.

„Ich habe sie heute früh am Bahnhof in Berlin getroffen.“

„In Berlin? Ich denke sie hat die Stadt lange verlassen? Hast du ihr von Carmens Tod erzählt? Hast du ihr gesagt, dass ich mich seit Monaten um ihren Verbleib Sorge?“

„Nein. Wir haben nur über ihren Rücken gesprochen. Sie wird im Januar wieder operiert. Gedanklich war ich heute Morgen wohl nicht auf der Höhe.“

Noch immer fasse ich es nicht, wenn ich an die Zeilen auf meinem Handy denke. Wie konnte Sebastian sich damit herausreden „gedanklich nicht auf der Höhe zu sein“? Wenn Sie, liebe Leser, diese verworrenen Vorgänge nicht verstehen, dann gesellen Sie sich zu mir. Um etwas Licht ins Dunkel zu bringen, nahm ich die Straßenbahn der Nummer drei zu Sebastian. Ich fürchte selbst einhundert SMS würden nicht ausreichen, um zu begreifen.

Meine Geschichte, ja, es ist eine Geschichte der Verluste. In einem Jahr habe ich drei Menschen verloren: Svenja, Carmen und Sebastian.

„Ich bin wegen des Vogels hier.“

„Nicht erzählen. Schreib‘ es auf, kleiner Mann.“

„Aber es ist eine traurige Geschichte!“

„Keine Geschichte ist so traurig, dass sie nicht erzählt werden könnte.“

Max

„Noch immer musste ich an den Vogel denken. Einfach so gegen die Fensterscheibe geknallt. Nichtsahnend, als ich am Schreibtisch saß und die ersten Sonnenstrahlen in mein Zimmer fielen - der Knall. Vogel. Ich blickte zum Fenster hinaus. Man sah nichts, wenn man im fünften Stock wohnte. Auch auf der Straße sah ich ihn nicht sofort. Erst die Straßenbahn, dann der Eismann, dann der Fahrradkurier ... Als alle weg waren, hatte ich Zeit. Zeit, um die Straße abwärts zu gehen. Wenige Meter von meinem Fenster entfernt sah ich ihn. Er sah aus, als könnte er gleich wieder aufstehen und fortfliegen. Doch er wird nicht mehr aufstehen. Nie mehr weiterfliegen. Stillstand. Mutter sagt immer, ich soll meine Fensterscheibe putzen. Und nun? Nun ist er tot.

Heute Morgen war er noch geflogen. Der Knall. Das Geräusch werde ich nicht vergessen. Die Scheibe blieb heil. Wer kümmert sich um tote Vögel?

Ich wollte ihn wegräumen, wenigstens an den Straßenrand. Zuerst wollte ich ihn aufs Gras legen, meinen toten Vogel. Ob er einen Namen hatte? Machte es einen Unterschied? Nun hieß er also „mein toter Vogel“. Doch Gras gab es hier keins. Ich konnte meinen toten Vogel nicht auf Asphalt begraben. Er musste in den Wald. Ich musste Mutter fragen. Mutter würde es nicht erlau-

ben. Nicht wegen eines toten Vogels. Aber es ist nicht ein toter Vogel. Mein toter Vogel, immerhin war es meine Scheibe. Meine Scheibe, ein Knall, ein toter Vogel.

Ich ging also wieder hinauf in die Wohnung. Die Treppen erschienen mir viel länger als sonst. Ich machte mir Sorgen: Hatten Passanten ihn inzwischen weggeschafft? Ich wurde wütend. Andere Menschen, meinen Vogel? Und wenn sie ihn einfach an den Straßenrand gelegt hatten. Auf Asphalt? Ich spürte, wie der Zorn in mir aufstieg. Mein Vogel gehört in den Wald!

Ich zog mir die Jacke über meinen Pullover. Niemand fragte. Auch nicht, als ich die Gummistiefel anzog. Den Spaten konnte ich unbemerkt aus dem Keller nehmen. Spinnweben über dem Stiel. Doch damit konnte ich mich nicht aufhalten. Ich musste los, mit der Straßenbahn Nummer drei Richtung Wald. Den Vogel begraben. Es regnete in Strömen.“

Pauline

„Lieber Reporter! Hallo Reporter! Welche Anrede wünschen Sie? Ich weiß, Sie erwarten meine Geschichte. Sie wünschen meine Geschichte, warum die Drei, warum kurz vor 18 Uhr, warum Berlin?

Meine Geschichte beginnt beim Zufall. Ich hatte nichts vor. Für Dezember war es sehr warm, sodass ich den XL-Schal nur lose um meinen Mantel geschlungen habe. Meine Geschichte beginnt an der Station ... als ich sah, dass Sie einen jungen Mann ansprachen und ihm Ihre Visitenkarte gaben. Auf Ihrem Rucksack die Werbung Ihrer Zeitung.

Zur Ergänzung möchte ich noch sagen, dass die Geschichte nicht kurz vor 18 Uhr begann, sondern bereits gegen 13 Uhr. Seitdem habe ich hinten in der Straßenbahn gesessen. Erst in der Fünf. Dann in der Elf, später in der Drei. Die Drei fuhr von Endhaltestelle bis Endhaltestelle. Mein lieber Reporter, Sie haben es sich ab 15 Uhr sehr einfach gemacht und sind einfach immer in ihr sitzen geblieben! Wie gesagt, ich hatte nichts vor und konnte Sie aus der letzten Reihe sehr gut beobachten. Innerlich schloss ich Wetten mit mir ab, wann Sie mich ansprechen würden. Ob überhaupt? Vielleicht passte ich nicht zu Ihrem Projekt. Denn ein Projekt war es doch, um das es ging?

Doch dann endlich. Die Visitenkarte.

Und jetzt ein leeres Blatt. Sie möchten meine Geschichte hören? Ich muss Sie enttäuschen! Denn meine Geschichte ist noch nicht geschrieben. Ich werde Sie Ihnen jedoch nicht schuldig bleiben!

Die Gegenwart schreibt meine Geschichte, sie beginnt genau in diesem Augenblick, wenn Sie meine Zeilen lesen: Lieber unbekannter Reporter, laden Sie mich zum Essen ein! Oder lassen Sie sich einladen! Meine Geschichte? Ich erzähle Ihnen unsere Geschichte!“

Ne Miniatur aus Mitte

von Katja Brunkhorst

„Hahm die schon wieses famnte Schlossausewechst?“

Wow. Ich wusste nicht, dass man selbst beim Denken lallen kann. Unkoordiniert mit dem Schlüssel fummelnd, verstehe ich plötzlich, epiphaniegleich, Fear and Loathing in Las Vegas. Der letzte Wodka-O im White Trash muss schlecht gewesen sein. Nicht so schlecht wie der zudringliche Endzwanziger, der in einem akuten Anfall von Selbstüberschätzung den fatalen Fehler beging, mich auf Mitte dreißig zu schätzen. Unverschämtheit!

Wie alt ich bin? Mitte dreißig. So ganz unter uns. Was allerdings heißt, er hat mich in Wahrheit für mindestens VIERZIG gehalten. Dabei hätten ein paar Zahlen weniger die magische Kombination zu meinem Keuschheitsgürtel ergeben, denke ich stochernd. Dann das befriedigende Gefühl, wenn der Schlüssel sein Loch findet.

Uff.

Endlich drinnen, sinke ich ohnmächtig in voller Montur auf meine Couch.

Ich blinze. Tatsächlich schielend. Die Jalousien lassen Licht durch. *Jalouse*, neidisch, denke ich an Erdmännchen, Maulwürfe und andere Höhlenbewohner, in herrlich samtenes Dunkel gehüllt. Wer bin ich, und wenn ja, wie viele? Wer hat das gesagt? Brecht? Wobei – keine guten Assoziationen bei dem Namen. Magen wehrt sich. Lieber noch mal wegdösen, Kopf ausknipsen ...

Beim Zu-Mir-Kommen – Aufwachen wäre zu viel gesagt – schreit mich ein alter Ikea-Katalog an: „LEBST DU SCHON?“ Suboptimaler Morgengruß, wenn man inmitten einer veritablen Sauerei von tragischen Taschen, verklumpten Calzone-Resten, billigen Alliterationen und einer zweifelhaften Zukunft sitzt. Sollte mal jemand dem Ikea-Marketing-Team übermitteln, das wahrscheinlich gerade in einer schwedischen Holzhütte („Jörken“) beim Frühstück sitzt. Es gibt Lätta mit Smörebröd, alle sind total gut drauf, schmatzen und strahlen sich butterblond an.

Jetzt muss ich brechen. Schaffe gerade noch den Spurt zum Klo.

Endlich. Die Tagesplanung steht, und ich auch wieder, halbwegs, mich an einer dampfenden Tasse schwarzen Goldes festklammernd. Erster Tagesordnungspunkt: Ich beschließe, das Lösen diverser dringlicher Probleme auf morgen zu verschieben und erst mal den Kaffee samt Stadtmagazin zu mir zu nehmen. Völlig unvorbereitet erfahre ich von der Existenz der BRAINLESS WANKERS und der ebenso anspruchsvoll anmutenden I LOVE YOU BUT I'VE CHOSEN DARKNESS.

Beide Namensfindungsprozesse just in jenem Moment durchaus nachvollziehen könnend, werden ich und meine noch verbliebenen Gehirnzellen beim Umblättern informiert, dass es aktuell geradezu schmerzhaft hip sei, sich eine ältere Frau über den Arm zu drapieren. Als junger Mann nämlich. Sagt die Zitty, und die muss es ja wissen. Den Demis und Camerons dieser Welt in nichts nachstehend, könnte ich diesen Trend sogar höchst selbst ausgelöst haben. Völlig unbeabsichtigt natürlich, weil, wer schmerzhaft hip ist, macht nie irgendetwas absichtlich, sondern sagt stets in leicht gelangweiltem Ton Sätze wie: „Ich weiß auch nicht, ich hab mir heut Morgen nur mal eben das erstbeste alte Ding übergeworfen.“

Möge ein Beispiel aus der Welt der Reichen und Schönen zur Illustration dienen – genauer: das der armen Sienna Miller. Sie war sich wohl einfach der Schwere ihrer Verantwortung nicht bewusst, als sie eines Morgens verkatert im Bad stand. Mit mehr Restalkohol im Blut als alle Mitglieder von Bon Jovi während der Slippery When Wet-Tour 1985-87 zusammen, hat sie sich einfach einen von ihrem Hund vollgekotzten Ballonrock aus dem Wäschekorb gegriffen, um nur mal eben mehr von diesem billigen Fusel, den sie sich immer heimlich reinkippt, aus dem Späti um die Ecke zu holen. Was, in Verbindung mit der Auswahl ihres Sexpartners, dazu führte, dass man zu jener Zeit auf den Straßen Kleinwipperfürths und Niederfischbachs Tonnen von hoffnungsfroh dahinwippenden, föhnwellenbewehrten Gala-Girls im Sienna-Miller-Müllsack-Look ertragen musste. Man möchte ihnen mit Shakespeare zurufen: „Ein Ballonrock in Kotze-Batik doth not a Jude Law on your Bettkannte make“ – den, nebenbei bemerkt, Frau sowieso nicht als

lohnenden Liegestattdekor erachten sollte, da er ein männlicher Nympho ist, der die manikürten Griffel nicht vom Kindermädchen seiner Exfrau lassen konnte – trotz (oder wahrscheinlich wegen) Sienna und ihrer Müllsäcke.

Obwohl. Müllsäcke. Sie funktionieren nämlich anscheinend doch irgendwie – die Müllsäcke, meine ich. Zwar nicht unbedingt durch direktes Manifestieren Jude Laws auf der heimischen Bettkante, aber wir waren uns doch bereits einig, dass das eh kein erstrebenswerter Status Quo wäre. Und überhaupt, Jude Law ist unhip, weil er eine ältere Frau (IN!) gegen eine jüngere (ME-GA-OUT!) ausgewechselt hat ... aber lassen wir das. Soeben kehrt nämlich die Erinnerung an last night (witzig, der gleichnamige ORSON-Song spielt gerade im Radio) in voller Bild- und Soundqualität zurück.

Ein Augustabend im schönen Neukölln. Ich saß mit guten Freunden bei einem edlen Glas Roten in einem Etablissement, das sich dem Darbieten geschmackvollen Liedguts in gepflegter Atmosphäre verschrieben hat. Ok, es war eine abgefuckte Kaschemme der übelsten Sorte, wo der billige Fusel (billiger gar als Siennas bevorzugte Marke) an den Haufen Verrückter, die zufällig an meinem Tisch saßen, noch glatt verschwendet war; und dass Neukölln vieles ist, aber nicht schön, wiss'n wa ja ooch. Die Musik war Country, der Sänger Cowboy und zumindest hier habe ich eben nicht gelogen: Die schwarzen Cowboystiefel im Takt wippend, schickte er Lieder von einsamen Trinkern über den Rand seiner ebenso schwarzen Hornbrille, die von gebrochenen Herzen erzählten und einem ein geschmeidiges Gefühl in die Hüften wiegten. Mit dem Effekt, dass ich den Drang verspürte, Brillen von Gesichtern zu reißen et cetera. Die Darbietung beendet, setzte sich der Cowboy samt seinem doppelten Whisky neben mich und raunzte sonor in Richtung meines Ausschnitts (es sei ihm hoch angerechnet, denn ich habe etwa so viel Busen wie Kate Moss): „Na, seh'n wa dir hier jetzt öfta?“ Mein Ausschnitt (dessen Inhalt vom Gros der Modewelt als völlig ausreichend bewertet würde, handelte es sich statt meiner um Miss Moss, thank you very much) wollte eben antworten: „Küss mich filmreif hier und jetzt, Cowboy“, oder wahlweise: „Lass uns zusammen in die Nacht reiten!“, da fing ich den Blick meiner Freundin Lola auf, die den Cowboy schon länger auf ihrem Wunschzettel hatte. Er war, sagen wir ... beredt. War also nix mit den filmreifen Küssen. Dachte ich!

Denn es ging ja noch weiter: Langsam drang ein fetter Gewittersound durch unsere Rotwein- und Rauchschwaden zu uns durch, und allgemeine Aufbruchsstimmung machte sich breit. Die Regenluft weckte nassforsch und rief mir einen weiteren Nachteil von Lolas Kuhhirtenlüsternheit ins Gedächtnis, und zwar die dadurch zunichte gemachte Übernachtungsmöglichkeit. Für mich. Was hatte ich schon zu bieten, im Vergleich zu einem betrunkenen und abwehrschwachen Cowboy, der nach Hause gefahren werden wollte?

Also nahm das Schicksal seinen Lauf. Mir vom anzüglich grinsenden Barmann (auch nicht schlecht, also eher auszüglich, höhö; aber angesichts des nassen Heimwegs bis rauf auf den Prenzlauer Berg war mir die Lust vergangen) einen Müllsack borgend, schmiss ich mich und meinen Sienna-Fummel in denselben und krönte meine Föhnwelle (an dieser Stelle also mein offizielles Coming-Out als Gala-Leserin) mit einem dezent orangefarbenen Jägermeisterhut aus Plastik, den Lola, erleichtert ob meines Feld-Räumens, großzügig zur Verfügung stellte. Ein Schlafplatz wäre mir lieber gewesen, aber auch hier konnte ich gegen die Aussicht auf Beischlaf nicht anstinken. Each girl for herself! It's a jungle out there, damn.

In the spirit of Cowgirl – und Carlos I, dem benebelndsten Brandy Neuköllns – fuhr ich also von dannen, trotz nicht unbeträchtlichen Aquaplanings stellenweise halsbrecherische Geschwindigkeiten von etwa 3 km/h auf meinem klapprigen Damenrad erreichend, den gefährlichen Spurrillen höhnisch ins Gesicht lachend. Yee-ha!

Dann allerdings habe ich plötzlich meinen Weg verloren, wie der gemeine Engländer sagen würde, und zügele nachts um halb drei mitten auf der Friedrichstraße in strömendem Regen mein Blechcross, um meinen ca. 3x5 Meter großen Touri-Stadtplan zu studieren. Die Gegend ist menschenleer – denke ich, bis dicht an meinem Ohr ein nassforsch „Darf ich mal gucken?“ in heller Jungenstimme ertönt, gefolgt von: „Ich such die Chausseestraße.“ Das ist wenig überzeugend, weil von einem mutwilligen Grinsen begleitet. Über den ganz schön grünen Augen kringeln klatschnasse schwarze Locken, und der Körper wird mal eben in Positur gestrafft. Was ihm aber durchaus gut steht; die breiten Schultern unter dem Punkrock-Ringelpulli und die schmalen Hüf-

ten in viel zu tief hängender Kampfchore hatte die Demi in mir schon im ersten Sekundenbruchteil wohlwollend registriert. „Nicht zu fassen!“, denkt diese, des Denkens gerade eben noch mächtig, dennoch, „werde ich tatsächlich IN EINEM MÜLLSACK angelabert?“

Der Verdacht erhärtet sich auch sofort, als der Pfadfinder in sehr bestimmtem Ton sagt: „Komm, wir stellen uns mal eben da unter“, und mein baffes „Äh ... warum?“ mit einem begeisterten „Oh, du bist Französin?“ abschmettert. Schwerlich, denke ich noch (hatte ich erwähnt, dass ich definitiv zu viel davon mache?), très chic geht anders – ich sehe in meinem Outfit einem Fahrrad fahrenden Kondom nicht unähnlich. Langsam fällt das Ganze unter die Rubrik DREIESTE ANMACHE MIT BILLIGEN FLOSKELEN. Aber egal – beziehungsweise: wow. Wer jemanden wie mich anquatscht, jetzt, hier, und vor allem SO, der muss entweder extrem unverkrampft oder aber fest im fuseligen Griff geistvollen Gesöffs sein. Letzteres scheint nicht der Fall zu sein, aber sowas konnte ich noch nie so richtig gut einschätzen: Nachdem die Selbsthilfegruppe für Promilleprofi-Partner sich längst aufgelöst hatte, war der Chefarzt der Suchtstation noch Jahre später mein bester Freund.

„Egal!“, sagt mir Demi also, „Mais oui!“ zu dem Jungspund und, beeindruckt von so viel Wawa-wuum, „Halt die Klappe!“ zum Hirn, und ich kichere ziemlich viel und lasse mich noch zu einer Fahrt ins, ähm, Blaue überreden. Schließlich ist die Nacht jung – allerdings nicht ganz so jung wie mein jugendlicher Begleiter, der wahllos jede meiner Aussagen als „endkrass“ einstuft und überhaupt so ziemlich alles „fett“ zu finden scheint – außer mich, zum Glück. „Mein Gott“, denke ich noch, „ich werde tatsächlich in einem Müllsack angelabert. Von einem KIND!“

Und langsam aber sicher mischt sich ein wilder Stolz in meine Überraschung, und ich werde übermütig, wie wir da so zusammen durch das nasse, nächtliche, tatsächlich menschenleere Berlin radeln. Den Zitty-Reporter muss ich da vor lauter funkelnden Regentropfen in den Wimpern glatt übersehen haben.

Kinderspiel

von Peter Suska-Zerbes

Britta Klinger

Ich habe sofort alles meinen Eltern, der Polizei, dem Jugendamt und den Leuten von der Presse erzählt, so wie es war. Heute auch vor Gericht. Natürlich tut mir die Sache mit Uwe leid. Das wollten wir nicht. Wirklich. Sollte doch alles nur ein Spaß sein. Ich weiß auch nicht, warum wir das gemacht haben. Uns war eben langweilig.

Freitagmorgen, 11.18 Uhr, Berlin, Prenzlauer Berg, Wohnung, 1. Stock

„Das Spiel ist doch Kinderkacke“, maulte Kim.

Es war wie immer: Die vier schwänzten den Freitagsunterricht, waren bei Britta, tranken wieder einmal zu viel und stritten miteinander.

„Ma... mach einen besseren Vor... Vorschlag!“, stotterte sein siebzehnjähriger Klassenkamerad Uwe.

„Hört auf zu streiten“, versuchte Britta zu schlichten. „Alice, was meinst du?“

„Keine Ahnung. Wir sollten vielleicht einmal eine Variante spielen.“ Die Angesprochene nahm einen kräftigen Schluck aus der bereits halbleeren Cognacflasche und gab sie weiter. „Sich beim Flaschendrehen nur nach und nach auszuziehen ist auch nicht gerade der Brüller.“

„Find ich gar ... gar nicht.“ Als keiner reagierte, hakte Uwe, der den Vorschlag gemacht hatte, nochmal nach: „Wie sieht deine Va... Variante aus, Alice?“

„Jeder schreibt drei Zettel, aber auf beiden Seiten einen unterschiedlichen Vorschlag, was der Verlierer machen muss. Dann mischen wir und der Verlierer darf die Aufgabe selbst mit geschlossenen Augen ziehen. Wenn er den ersten Vorschlag ablehnt, muss er eben die Rückseite machen.“

Kim verzog sein Gesicht. Er war immer schlecht gelaunt, wenn er trank. „Klingt ja wahnsinnig aufregend“, maulte er. „Wenn ´s drauf ankommt, kneift ihr doch wieder. Das könnt ihr knicken.“

„Komm, Kim! Sei kein Spielverderber! Du darfst bei mir auch ... abschreiben“, versuchte Alice mit einem Augenzwinkern zu vermitteln.

„Britta, bist du si... sicher, dass deine Alten nicht ...“

„Keine Angst! Sind auf Geschäftsreise, kommen erst am Sonntagabend zurück ... Jetzt kommt, Leute! Mir ist langweilig. Was ist jetzt mit dem Spiel?“

Alle schauten erwartungsvoll zu Kim herüber.

„Na gut. Damit ihr Ruhe gebt.“

Alice hatte schon angefangen, ihre Karteikarten, die sie sonst für ihre Vokabeln brauchte, aus ihrer Schultasche zu kramen. „Schreibt lesbar und in Druckbuchstaben! Braucht ja niemand zu wissen, wer welche geistreichen Einfälle hatte.“

„Und wenn man Pech hat, muss man seinen eigenen Wunsch erfüllen, oder was?“

„Gib mir die Flasche und halt die Klappe, Kim“, sagte Britta.

„Die Flasche muss sich mindestens zweimal drehen, sonst zählt ´s nicht.“

„Alice, bist du jetzt die Spielleiterin, oder was?“

„Hast was dagegen, Kim?“

„Ich? Nee! Wie kommst da drauf?“

Alle kritzelten ihre drei Karten voll, kicherten vor sich hin. Selbst Kim schien seinen Spaß zu haben.

Kim Wagner

Klar war es eine Scheißidee. Weiß ich selbst. Hinterher weiß man immer alles besser. Konnte ja kaum jemand ahnen, dass die Sache so schief läuft. Hatte gleich an dem Tag ein Scheißgefühl. Warum ich das gemacht habe? Keine Ahnung. Hab nicht wirklich darüber nachgedacht.

Freitagmittag, 12.35 Uhr, Berlin, Prenzlauer Berg, Wohnung, 1. Stock

Der Hals der inzwischen leeren Kognakflasche war mehrmals nach dem Drehen irgendwo zwischen ihnen stehen geblieben, aber nach dem vierten Versuch traf es eindeutig Kim, der auch gleich wieder losmaulte.

Nachdem er selbst keine Anstalten machte, zog Alice für ihn die oberste Karte, las vor. „Der Verlierer gibt seine ganze Knete für das nächste Getränk.“

Obwohl es nur knapp zwei Euro waren, verbesserte dies nicht gerade Kims üble Laune. „Ihr könnt mich mal!“

„Kannst ja die Rückseite nehmen.“

„Vergiss es! Hier habt ihr die Knete.“ Er warf sie auf den Tisch. „Ist ja echt ätzend.“

Alice lachte: „Wer anderen eine Grube gräbt ...“

Darauf war Britta an der Reihe, die mit gefesselten Füßen bis zur Haustür und zurückhüpfen musste. Selber schuld! Ein Gedicht wollte oder konnte sie nicht vortragen.

„Ich hab ja gesagt, dass das Kinderkacke ist.“

„Komm schon, Kim! Eine Runde noch.“

In der nächsten Runde war dann Alice selbst dran. Sie war eine gute Verliererin und ließ von sich ein Aktfoto machen. „Uwe, du Schwein, das warst bestimmt wieder du“, lachte sie, als sie aufreizend ihren hübschen Hintern in Richtung Kamera schob.

„Na und? Hättest du lie... lieber Herrn Müller beim Bum... Bumsen gespielt?“

Inzwischen hatten sie alle ihren Spaß, und so spielten sie weiter.

Hauptkommissar Peschke

„In vielen der von uns ermittelten Fällen spielen Alkohol, Drogen und Langeweile eine entscheidende Rolle. Der Fall Uwe Oberroth ist da nicht untypisch. Für die betroffenen Jugendlichen war es zuerst kaum mehr als ein Spiel ... was bedauerlicherweise ganz aus den Rudern lief. Wer letzten Endes die Verantwortung dafür trägt, die Schule, die Eltern oder die Jugendlichen selbst ... fragen Sie mich nicht!“

Freitagmittag, 13.43 Uhr, Prenzlauer Berg, Wohnung, 1. Stock

„Hören wir auf!“, schlug Kim vor. „Ich hab keinen Bock mehr. Gehen wir in die Stadt.“

„Also gut. Jeder schreibt noch einen Zettel, was der Verlierer dort machen muss.“

„Also gut, Alice. Aber ohne Schwei... Schweinkram dieses Mal.“ Uwe lächelte.

„Das sagt ja gerade der Richtige.“

Uwe war der nächste Verlierer. Er las selbst laut seine gezogene Karte vor: „Der Ver... Verlierer muss auf der S-Bahn laufen ... Heh? Soll wohl ein Witz sein? Mir wird schon schwin... schwindelig, wenn ich auf einen Stuhl stei... steige.“

„Nimm die andere Seite!“

„Der Verlierer muss die Tanke ü... überfallen!“ Uwe brauchte einen Moment, bevor er begriffen hatte. „Ihr seid wohl be... bescheuert. Wer ... wer kam denn auf die ... die Idee, den alten Hinke... Hinkebein zu überfallen?“

„Hinkebein“ nannten sie alle den alten Tankwart, weil er ein wenig humpelte. Keiner mochte ihn, weil der immer gleich den Ausweis sehen wollte, wenn sie was zum Trinken kauften.

„Das ma... mach ich nicht!“

Niemand bestand darauf.

Bevor sie loszogen, rief Britta bei den Eltern von Kim, Uwe und Alice an.
„Kann Alice über Nacht hierbleiben, Frau Winkler? Wegen der Lateinarbeit am Dienstag ...“
Die anderen lachten Tränen, während Britta am Telefon eine überzeugende Vorstellung gab.
Eine knappe Stunde später zogen sie dann alle vier los, tranken weiter.

Klara Winkler, Mutter von Alice Winkler

„Als Britta anrief, ob Alice bei ihr übernachten dürfte, habe ich mir gar nichts gedacht. Wusste wirklich nicht, dass sie regelmäßig den Freitagsunterricht schwänzten. Seitdem ihr Vater weg ist, hat sie sich ganz verändert, aber ... ihre Idee mit der Tankstelle war das ganz bestimmt nicht.“

Freitagabend, 19.34 Uhr, Berlin, Prenzlauer Berg, Wohnung, 1. Stock

Als sie wieder bei Britta in der Wohnung zurück waren, sagte Uwe plötzlich: „Ich ma... mach´ s.“

„Du machst was?“, fragte Britta sichtlich betrunken.

„Die Ta... Tanke ... aber nicht in echt. Nur um den Hink... Hinkebein zu erschrecken.“

Alice war noch die Nüchternste. „Lass stecken, Uwe! Du brauchst nichts zu beweisen.“

„Ich will ni... nichts beweisen.“

„Ich weiß nicht“, meinte Britta unsicher. „Bewaffneter Überfall?“

„Korrekt! Scheißidee. Sollte nur ein Scherz sein.“

„Kim, ich wusste, dass du Sch... Schiss hast.“

„Und wie stellst du dir das vor?“ Alice war ganz bleich im Gesicht.

„Ich nehme die So... Softair von meinem Bruder. Sieht aus wie eine richtige Kna... Knarre.“

„Ja? Und dann?“

„Ich gehe rein, zie... ziehe die Pistole. Wenn er sich dann vor Angst in die Hose pi... pinkelt, gehe ich wieder.“

„Und wenn der dich erkennt?“, mischte sich Britta ein.

„Ich zi... ziehe meine Sturmmitze über. Da würde mich selbst mein A... Alter nicht wiedererkennen. Aber ohne euch ge... geht´s nicht.“

„Wieso?“

„Jemand muss aufpassen, dass nie... niemand reinkommt.“

„Ich mach da nicht mit“, sagte Britta entschieden.

„Es ist do... doch nur ein Spaß.“ Auch Uwe war blass.

„Ich geh mit.“ Alice vermied Brittas Blick.

„Okay. Ich komme auch mit“, sagte Kim. „Britta, können wir dein Auto nehmen?“

„Macht bloß, dass euch keiner damit sieht!“

Wolfgang Gunnert, Besitzer der Tankstelle

„Es war nicht das erste Mal in diesem Jahr, dass meine Tankstelle überfallen wurde. Der alte Molz hatte immer freitags Dienst. In seinem Alter und mit seinem steifen Bein findet er sonst kaum mehr Arbeit. Deswegen habe ich ihn auch weiter angestellt, obwohl es immer wieder Beschwerden von Kunden gab. Ist einfach zu grantig für diese Arbeit. Mehr möchte ich nicht darüber sagen ...“

Freitagnacht, 22.12 Uhr, Berlin, Prenzlauer Berg, Wohnung, 1. Stock

Britta musste auf der Couch eingeschlafen sein, denn plötzlich wurde sie aus dem Schlaf gerissen. Da war wieder das aufgeregte Läuten ihrer Hausklingel, das sie weckte. „Ich komm ja schon!“ Sie hastete gähnend zur Haustür. „Ah, ihr seid´s. Wo ist Uwe?“

„Scheiße! Verdammte Scheiße! Wo bleibst du so lange?“, schrie Kim sie an. Er hatte einen

Stein in der Hand, wollte gerade ein Fenster einwerfen.

„Was ist denn los? Was ist passiert? ... Kommt schon, redet endlich!“, sagte Britta verwirrt.

„Du musst uns helfen, Britta. Schnell! Komm schon!“, drängte jetzt auch Alice völlig hysterisch.

„Was geht ...? Wo ist Uwe?“

„Uwe ist im Auto. Mach schon!“, schluchzte Alice los. Ihr Gesicht war ganz verheult. Sie zerrte panisch an Brittas Arm.

Erst jetzt bemerkte Britta, dass die Kleidung von beiden voller roter Flecken war.

„Ihr seid ja ... voller Blut. Was ...?“

„Uwe ... Er blutet so ... Wir müssen etwas machen. Du musst uns ...“ Alice verlor ganz ihre Fassung, heulte hysterisch los. „Worauf wartest du noch?“

„Mach endlich!“, schrie Kim sie an. „Oder willst du, dass er uns verblutet?“

„Was ist denn ... denn passiert?“, fragte Britta verunsichert.

„Hinkebein hatte auch eine Pistole, allerdings eine richtige. Verdammte Scheiße! Hast du Verbandsmaterial, Handtücher, irgendwas?“ Kims Haare hingen wirr und verschwitzt in sein Gesicht. Auch er war ganz blass, konnte keinen Moment ruhig stehen bleiben, tippelte von einem Fuß auf den andern.

„Wir müssen einen Krankenwagen rufen. Sofort!“ Britta hatte sich ein wenig gefasst.

„Damit die Bullen uns wegen gemeinsamen Überfalls festnehmen, oder was? Super Idee, wirklich!“ Als Britta einen Schritt in Richtung Telefon machte, packte Kim sie am Arm, drückte fest zu. „Vergiss es! Britta, bitte, hilf uns!“, flehte er sie an.

Britta zögerte einen Moment, wusste nicht, was sie wirklich tun sollte, tun musste.

„Bitte, Britta!“, kreischte Alice.

„Wo ist das Auto?“

„Auf eurem Parkplatz. Komm schon!“

Sie liefen zum Wagen. Britta öffnete die Hintertür, starrte auf den Rücksitz, wo Uwe bewegungslos lag. „Ich glaube, er ist ...“

„Verdammte Scheiße!“, kreischte Alice als sie über Brittas Schulter schaute.

Apfelbäume

von Sonja Brier

Ich gehöre zu der „Generation Büllerbü“. Wenn diese Kinder bekommt, verfällt sie in Panikattacken und meint sofort, aufs Land ziehen zu müssen oder zumindest in die nächst gelegenen Vororte der Städte, in denen sie leben. Unbedingt raus aus dem „Großstadtwhn“. Ich weiß bis heute nicht, was damit gemeint ist. Bei den „Landflüchtigen“ erkundigte ich mich, was denn besser sei am Landleben. Man erklärte mir dann, dass Kinder auf Apfelbäume klettern müssen, das sei wichtig für eine gute Entwicklung. Ich verstand einfach nicht, was die „Landflüchtigen“ damit meinten. Denn auch im Stadtpark in Hamburg oder am Landwehrkanal in Berlin hatte ich schon einige Äpfel frisch vom Baum gepflügt und gegessen und war nicht daran zu Grunde gegangen. Aber das zählt nicht. Nicht mal, dass Imker, die in den Großstädten ihre Bienenstöcke auf die Dächer stellen, genau wissen, dass die monotheistische Kultur auf dem Land längst nicht so gesunden Honig produziere wie die der Stadtbiene, die eine unglaublich Vielzahl an Balkonpflanzen zu Verfügung habe. Aber das zählt auch nicht. Kinder brauchen Natur – täglich! Das ist das ungeschriebene Gesetz der „Generation Büllerbü“.

Anton, der Vater meines noch im Bauch befindlichen Kindes, findet die Wiese mit den Kühen und den Apfelbäumen „lebensnotwendig“ für eine positive Entwicklung. Ich gab zu bedenken, was denn all die Millionen Kinder machen, die keine Wiese mit Kühen vor der Tür haben. Denen würde eine wichtige Grundlage fehlen. Da wird es mir zu anthroposophisch. Ich entschließe mich, das Thema Kühe und Apfelbäume nicht zu vertiefen und schlage vor, all der Idylle des Landes zu trotzen und auf ein kleines Konzert zu gehen. Doch Anton ist angekommen in der Büllerbü-Romantik und möchte lieber die Planung des Umzuges mit mir durchsprechen. In diesem Moment ist meine bis hier hin noch hervorragende Laune auf dem Tiefpunkt. Was für ein Umzug? Unsere Fernbeziehung Hamburg-Berlin ist doch großartig, es könne doch alles so bleiben, wie es ist. Wir würden in jeder Wohnung ein Kinderbett aufstellen. Ich finde ihn plötzlich ziemlich spießig. Jetzt ist Anton sichtlich irritiert, und ich kann bemerken, dass ein Funke Wut in ihm aufsteigt. Er geht aus der Küche, fummelt irgendetwas aus seinem Koffer, der noch im Flur steht, und knallt einen Stapel Kinderbücher auf den Tisch: „Lies alle, und du willst nicht mehr in Kreuzberg wohnen!“

Ich schiebe die Bücher beiseite und kommentiere, dass ich die alle vor zwanzig Jahren rauf und runter gelesen habe. Für mich sei das noch längst kein Beweis, den „Landflüchtigen“ folgen zu müssen. Doch das verklärte Funkeln in seinen Augen und die Art, wie er sich jetzt hinsetzt, verrät mir, dass er mir irgendetwas Wichtiges mitteilen möchte: Ich befürchte schlimmste Kleinbürgerallüren, also idiotische Anträge, wobei wir schon besprochen hatten, dass wir nicht heiraten werden, weil das zu uns nicht passen würde. Aber zum Glück kommt es nur halb so schlimm und er eröffnet mir, dass wir auf dem Apfelbauernhof seiner Eltern wohnen könnten: Mietfrei! Die ganze obere Etage in dem alten Bauernhaus würde uns gehören. Hamburg könnte man in einer halben Stunde mit der S-Bahn erreichen. Ich wusste zu diesem Zeitpunkt nicht, was schlimmer war: die Angst vor einem Heiratsantrag oder meinem noch mehr schwangeren Freund die Apfelbaumromantik auszureden.

Ich vertröste ihn mit einem Schachzug, den ich nur ungern einsetze: ich sei sowieso gerade neu mit den tausend Gedanken, die werdende Mütter so mit sich herumtragen – die Landantwort muss noch warten! Damit scheint er sich vorab zufrieden zu geben und streichelt mir mit diesem verklärten Blick eines werdenden Vaters den Bauch: „Ich und mein Sohn werden so oder so einen Apfelbaum pflanzen!“ Mir wurde in diesem Moment ziemlich schlecht und ich dachte: Was ist, wenn es ein Mädchen wird, pflanzt er dann einen Rosenstock?

Langsam frage ich mich, wer von uns beiden hier die Hormonbombe ist. Ich überlege, ob ich darauf eingehen und ihn freundlich darin bestärken soll, dass ich das mit der Apfelbaumpflanzerei eine tolle Idee finden würde. Doch ich entscheide mich, meine Klappe zu halten und auf das Konzert zu gehen. Anton wollte lieber zu Hause bleiben. Auch gut. Doch kurz vor der Location, in der das Konzert stattfinden sollte, bekomme ich so eine Art innere Panikattacke. Also gehe ich ein-

fach weiter, in der Hoffnung, endlich wieder in Konzertlaune zu kommen. Das passiert zwar nicht, aber mein Spaziergang durch Berlin gefällt mir und ich lande in meiner Lieblingsstrandbar an der Spree. Ich bestelle mir einen Cocktail ohne alkoholische Zusätze und lege mich in die abendliche Sonne. Ich will nicht in ein Gespräch verwickelt werden und ziehe mich in die hinterste Ecke zurück, denn ich begreife, dass ich dringend nachdenken sollte: Büllerbü oder Berlin?

Nun hatte ich ja jahrelang darauf hingearbeitet, meine Kleinstadt im Harz zu verlassen, und jetzt soll ich mein heiß geliebtes Berlin gegen Apfelbäume eintauschen? Der Gedanke daran ist kaum zu ertragen. Ich sehe mich zwischen lauter Apfelbäumen weiße Laken aufhängen! In meinen Wahnvorstellungen trage ich ein bäuerliches Kleid und darüber eine Schürze, die mit Wäscheclammern gefüllt ist, und an meinen Beinen hängen drei bis vier Kleinkinder und brüllen. Ich bin doch noch gar nicht bereit für so ein Leben und mir wird plötzlich kotzübel. Zum Glück sitze ich ja in einer Ecke, in der mich niemand sieht, also übergebe ich mich kurz und wische mit dem Sand meine schlechten Gedanken einfach weg. Strandbars sind also der absolut perfekte Ort für werdende Mütter in der Sinnkrise, stelle ich fest. Der Cocktail schmeckt leider auch nicht mehr. Ich liege also im Sonnenstuhl in einer der schönsten Berliner Strandbars und habe das Gefühl, die Großstadtrromantik nicht mehr genießen zu dürfen. Denn wenn es eine Landromantik gibt, weiß ich sehr genau, dass es auch eine Stadtrromantik gibt.

Eine davon ist zum Beispiel, dass es nicht ungewöhnlich ist, als schwangere, junge Frau alleine in einem Sonnenstuhl zu liegen und auf die Spree zu schauen. Und dass das nicht gleich bedeuten muss, dass man einsam ist und noch einen Vater für sein Kind sucht. Bei meinen Überlegungen kann ich eine ganze Menge entdecken, was am Großstadtleben sehr romantisch ist: alleine ins Kino gehen oder an Samstagen über sämtliche Flohmärkte ziehen und sich vorstellen, wer diese Dinge vorher in den Händen hatte. Ich muss zugeben, dass das natürlich erst mal alles Aktivitäten sind, die ich als Nichtmutter gerne tue. Wie das genau werden wird, wenn ein Kind da ist, weiß ich ja auch nicht. Natürlich fing ich in letzter Zeit an, mir die Großstadteltern mit ihren Kindern anzusehen. Ich habe sogar kleine Studien an Spielplatzzäunen durchgeführt und versucht, herauszufinden, ob es den Kindern in Berlin-Kreuzberg schlechter geht, als mir in meinem kleinen Garten im Harz als Fünfjährige. Aber ich hatte sofort so ein Kribbeln im Bauch und beneidete die Kinder um das tolle Klettergerüst mit der großen Röhrenrutsche. Ich entwickelte mehr und mehr die Ansicht, dass die Röhrenrutsche das „wahre Leben“ ist. Dass eine gute emotionale Intelligenz nur auf den Spielplätzen in Berlin entwickelt werden kann, wenn der Kampf um die tollen roten oder blauen Schaufeln tobt und Eltern aller Schichten versuchen zu erklären, warum es gut ist, zu teilen.

Meine Gedankenrutsche wird unterbrochen, von zwei offensichtlichen Freundinnen. Sie sitzen plötzlich irgendwo hinter mir und ich kann nicht umhin, ihnen zu lauschen. Eine von den beiden weint leise und die tröstende Freundin sagt immer nur leise: „Ich helfe dir, du schaffst das auch alleine.“ Die Weinende ist der Überzeugung, dass sie vielleicht gar nicht die Kraft habe, das Kind alleine großzuziehen. „Das ist doch Quatsch“, empört sich die tröstende Freundin. „Wir helfen dir alle. Du bist nicht alleine!“

Alleine – das ist mein Stichwort.

Ich fange plötzlich an, mich ein bisschen zu schämen. Ich habe einen Vater für mein Kind, der mich will, wenn auch zwischen Apfelbäumen. Als ich nach Hause komme, liegt Anton auf dem Sofa und liest „Pippi Langstrumpf“. Er lacht, als ich komme, und liest mir sofort eine lustige Stelle aus dem Buch vor. Irgendwas mit Kleber an den Schuhen und wie Annika, Tommy und Pippi die Wände hochlaufen. Es ist schön, ihn dabei zu beobachten, wie er in seine Kindheit eintaucht. Ich kann sehen, wie er wohl als kleiner Junge ausgesehen haben muss, und sein Lachen von damals hören. Dieses Lachen ist nicht das von meinem erwachsenen Freund Anton; es ist das Lachen von einem verträumten Jungen, in den ich mich wohl schon als Mädchen verliebt hätte. Ich nehme ihn an die Hand und gehe mit ihm zur Treppe, die hinauf zu meiner kleinen Dachterrasse führt, und erkläre ihm in dieser Nacht all die Vorzüge einer Großstadt, und dass es sich hier durchaus mit Kindern sehr gut leben ließe.

Ich bitte ihn, zu mir zu ziehen, und es mit den Spielplätzen in Kreuzberg aufzunehmen. Und falls wir nach einem Jahr feststellen sollten, dass wir es doch lieber zwischen hunderten von Apfelbäumen besser finden, dann würden wir das tun. Wir lesen uns im Bett noch einige Büllerbü-

Geschichten vor und „Lotta aus der Krachmacherstraße“ und müssen dann feststellen, dass uns „Karlsson vom Dach“ am meisten amüsiert. Der Junge mit dem Propeller auf dem Rücken, der über die Dächer seiner Stadt fliegt und die Menschen aus einer ganz anderen Perspektive sehen kann.

Weltreise

Fluss des Januars

von Marisa Berg

Die Dämmerung ist wie ein überraschendes Sommergewitter über mich hereingebrochen und hat sich unbehaglich in meinem Inneren eingenistet. Während meine Schritte sich unmittelbar beschleunigen, bereue ich, nicht doch früher gegangen zu sein. Die anbrechende Finsternis, gepaart mit meiner Orientierungslosigkeit in dieser für mich völlig fremden Stadt und einem unbekanntem Land ist eine schlichtweg ungünstige Kombination. Während ich das Tempo meiner Schritte halte, drängt sich in meinen Gedanken die Frage auf, warum ich das Angebot meiner Schwester, über die Nacht bei ihr und ihrer Familie zu bleiben, abgelehnt habe. Sicher, ich habe meinen Koffer im Hotel und will meine ausgewanderte Schwester mit meinem überraschenden Besuch zu ihrem dreiundzwanzigsten Geburtstag nicht noch unnötig belasten, doch ich hätte mir wenigstens nach ihren dringenden Empfehlungen ein Taxi nehmen können. Stattdessen habe ich ihr gesagt, dass ich meine kurze Zeit in Rio zu Fuß genießen will. Allerdings rechnete ich kaum mit dem Rio, das ich hier erlebe. Ich kannte Rio bisher nicht besonders gut, nur von einem mehrtägigen Aufenthalt in einem Touristenhotel. Die große Stadt, die ohrenbetäubenden, fremden Geräusche, das Geplätscher einer melodieähnlichen Sprache, von der ich kaum einen Ton in einen sinnvollen Kontext einordnen kann, da mein erbärmliches Portugiesisch in den letzten Jahren fast vollkommen eingerostet ist – all das macht mich nervös und überreizt meine Sinne.

Rio de Janeiro. Fluss des Januars. Großstadt der Großstädte. Eines der bedeutendsten Handels- und Finanzzentren ganz Brasiliens. Mehr als doppelt so viele Einwohner wie in Deutschland das ganze Bundesland Berlin. Eine Jahresdurchschnittstemperatur von beinahe 23 Grad. Fakten, die mir bekannt waren, weil meine Schwester sie nur allzu oft rezitiert hatte, wenn sie von ihrem zukünftigen Wohnort gesprochen hatte. Sie liebte den Flair, die vielen Menschen, die rege Geschäftigkeit, die schiere Unendlichkeit der Häuser. Und ich, die Landmaus, die Unerfahrene, Naive, Gutgläubige. In einer Welt voll Straßen und Beton hatte meine Schwester garantiert mehr Überlebenschancen. Eine Zeitlang hatte meine Schwester tatsächlich noch Hoffnungen in mich gesetzt und mit emsiger Begeisterung versucht, einen Funken davon auch bei mir zu erwecken. „Rio ist so groß“, hatte sie geflötet. „Die Menschen sind so liebenswert, sie bemühen sich um jeden Fremden. Diese Menschen sind die Seele der Großstadt! Sie machen sie zu einem lebendigen Etwas, das Heim und Fremde zugleich ist. Niemals wird es dir gelingen, alle Ecken auswendig zu können, die Straßen und Häuser nehmen kein Ende, du kannst immer Neues entdecken, ist das nicht unglaublich?“

Kopfschüttelnd erinnere ich mich an mein erzwungenes Lächeln ihr gegenüber. Lieb gemeint, ja. Aber mehr war es für mich auch nicht als ein flüchtiger Gedanke, den ich schon bevor ich ihn gedacht hatte abgestempelt und in die Schublade „Nicht für mich“ gesteckt hatte. Jetzt schon spüre ich, wie ich in der Großstadt untergehe, wie mich ihre Straßen verschlingen, während sie sich für meine Schwester öffnen. Sogar als ich jetzt seufze, geht das in der lebhaften Unterhaltung der hinter mir laufenden Gruppe unter.

Ich beschließe, die nächste Seitenstraße einzubiegen und die Parallelstraße entlangzulaufen, um auf diesem Weg wenigstens dem regen Treiben entgehen zu können.

Als ich die Biegung nach rechts nehme, wird es augenblicklich ruhiger. Die Straße ist so gut wie gar nicht befahren. Eine abgemagerte, herrenlose Katze kämpft sich ihren Weg über die Straße. Ein einziger Wagen rollt vorbei – als er vorüber ist, ist auch die Katze verschwunden. Im Gegensatz zu der befahrenen Straße, erleuchten hier noch keine Straßenlaternen den Weg. Erst auf den zweiten Blick erkenne ich den Grund: Es gibt sie hier nicht.

Ich zucke zusammen, als mich wütendes Geschrei erreicht, das aus einer der Häuserbauten kommt. In diesem Fall bin ich froh, dass mein Portugiesisch längst nicht mehr ausreicht, um all die „palavrões“, die Schimpfwörter, zu verstehen.

Ein flaes Gefühl nistet sich in meinem Magen ein und ich bin nur froh, wenn ich bald auf die Querstraße treffe und hoffentlich wieder auf Menschen, Autos und den Lärm stoße, vor dem ich

vorhin geflüchtet bin.

Meine Schritte beschleunigen sich ein wenig, da ich nun einen Anlass mehr habe, vor Einbruch vollkommener Dunkelheit in meinem Hotel anzukommen. Doch auch nach endlosen weiteren Minuten taucht die Querstraße nicht auf. Nervosität steigt in mir auf, meine Sinne schärfen sich, um eventuelle Schwierigkeiten sofort wahrnehmen zu können. Bisher glaubte ich, dass es ungewöhnlich still sei – nun merke ich, dass das Gegenteil der Fall ist. Das Geschrei von vorhin klingt immer noch dumpf hinter mir, gleichzeitig brüllt ein Kleinkind in meiner unmittelbaren Nähe, abgedämpft durch sämtliche Hausmauern. Die Häuserbauten haben sich im Vergleich zu der belebten Straße mittlerweile völlig verändert. Sie sind einfacher geworden, simple Aufeinanderstapelungen aus Holz und Steinen.

Der Asphalt unter meinen Schuhen ist an keiner Stelle mehr eine ebene Fläche. Stattdessen stolpere ich über ständige Beulen und Risse darin, bis er endgültig von Matsch und Sand überlagert wird. Ich weiche auf die linke Seite aus, da die Mitte so etwas wie ein Wassergraben durchpflügt.

Ein Dutzend Schritte entfernt von mir sitzt eine alte Frau auf einem Holzschemel vor einer einbruchsverdächtigen Hauswand. Ihre Augen, winzig und rot, starren mich irr an. Ihre Haut sowie ihre dürrtige Kleidung ist von Schmutz geprägt und steif von getrocknetem Matsch. Mit leicht bebender Stimme frage ich sie auf Englisch, ob sie mir den Weg zeigen kann. Sie fixiert mich unverwandt.

Dann flüstert sie nur zwei Wörter, die kaum von einem Husten zu unterscheiden sind und die ich dennoch sofort verstehe: „Desaperece tu.“ Verschwinde.

Das ist der Augenblick, in dem mir klar wird, dass das Verlassen der befahrenen Straße ein Fehler war. Gehetzt und ohne wirklich nachzudenken stolpere ich weiter. Es ist furchtbar schwül, längst läuft mir der Schweiß den Rücken hinunter. Meine Mutter hatte mir früh auf eingeschärft, bei Gefahr gerade – entgegen alle Instinkte – nicht loszurennen. Befehle wie „Verhalte dich ruhig, damit du eben nicht auffällst!“ und „Sei selbstsicher und handle ruhig!“, prägten meine Kindheit. Meiner inneren Stimme folgend, gehorche ich diesen Anweisungen auch heute noch. Es ist wie bei der Begegnung mit einem Löwen, die jedes Kind sich einmal auf grausamste Weise ausmalt. Doch erst mit dem Schritt zur Flucht wird man zur Beute. Wie aufs Stichwort springt mir ein verwilderter Hund, dessen Fell nur noch aus dreckigen Zotteln besteht, vor die Füße und knurrt mich an. „Kschscht“, mache ich und bewege mich langsam an ihm vorbei, während ich wie ein ertappter Verbrecher die Hände hoch neben den Kopf halte. Dennoch höre ich beim Weiterlaufen, dass ich von dem Schmatzen von Pfoten im Schlamm verfolgt werde. Ein Dutzend Schritte von mir entfernt sitzt ein kleines Kind auf dem Boden und spielt mit Glas, das das letzte Tageslicht glitzernd in meine Richtung schickt: Mosaiksteinchen oder Murmeln, ich weiß nicht. Ich hatte früher sehr oft mit Murmeln gespielt und auch nachdem ich mit den Gesetzen der Physik vertraut war, versetzt mich das Lichtspiel, die Reflexion in der Sonne in den Glasperlen, jedes Mal in eine beinahe meditative Faszination, die mich immer wieder in ihren Bann zieht. Ein seltsames Scharren, das ich nicht zuordnen kann, erreicht mein Gehör und durchbricht damit meine Erinnerung.

Als ich dem im Matsch knienden Kind näher komme, verwandelt sich sein leises Summen in ein fast unhörbares Wimmern. Ich beuge mich spontan zu ihm hinab – und gebe einen erschrockenen Laut von mir, als ich sehe, dass seine Hände voller Blut sind.

Bevor ich reagieren kann, heult das Kind auf, rappelt sich auf die Beine und flieht vor mir.

Die improvisierten Häuser, die erbärmliche Straße, die ärmlichen Verhältnisse – plötzlich erscheint mir alles glasklar und ich kann nicht verstehen, dass ich vorher nicht bemerkt habe, wo ich gelandet war.

Eine Favela. Eins der berüchtigten Armenviertel Rios, von deren Besichtigung Touristen stark abgeraten wird. Ungläubig schließe ich die Augen, laufe nichtsdestotrotz weiter. Der Wunsch, hier irgendwie rauszukommen, wird übermächtig. Ein gehetzter Blick zurück zeigt mir, dass die Hauptstraße aus meinem Blickfeld verschwunden ist. Ich bin schon zu weit.

Der Hund hinter mir beginnt zu kläffen und nachdem ich zuerst denke, es sei wegen des geflüchteten Kindes, entdecke ich wenige Meter weiter den Grund dafür.

Ein weiterer Köter, größer noch als mein Verfolger und mindestens genauso verwahrlost, steht uns angriffsbereit gegenüber, als ob es etwas zu bewachen gäbe. Jedenfalls schüchtert er meinen

Verfolger ein, der sich umgehend mit fliegenden Pfoten aus dem Staub macht. Ein Mann mit einem verdreckten, orangefarbenen T-Shirt steht mit dem Rücken zu mir hinter dem Hund, er schiebt einen alten Besen vor sich kraftvoll durch den Schlamm.

Wie im Dreck stecken geblieben, verharre ich auf der Stelle. Da richtet sich der Mann auf, wischt sich mit dem Handrücken über die Stirn und lässt den Besen einfach aus der Hand fallen, bis er sich mit einem widerlichen Geräusch in den Matsch bohrt. Nein, nicht in den Matsch. Ich starre auf die Stelle, wo der Besen aufgekommen ist.

„Sam“, ruft der Mann im orangefarbenen Shirt nach dem Hund. „Nos vamos.“

Er dreht sich um.

Sieht mich an und registriert gleichzeitig, dass ich auch ihn sehe und auf die Stelle im Matsch blicke und verstehe. Besonders nach dem Messer, das er in der Hand führt. Er ruft mir mit wilden Augen irgendetwas auf Portugiesisch zu, das ich nicht verstehe.

Rio de Janeiro. Fluss des Januars.

Ich denke an meine Mama und daran, dass ich keine Großstädte mag.

Und dann beginne ich zu laufen.

Die Murmeln waren nicht aus geschliffenem Glas, sondern die Überreste einer zerbrochenen Flasche.

Und was der Mann hier kehrte, war kein Dreck, sondern Blut.

Straßenorakel

von Susanne Weigersdorfer

Heute ist wirklich nichts einfach. Gar nichts. Nicht einmal das Sitzen.

Mein Sessel wackelt. Unzufrieden rutsche ich hin und her. Sinnlos, die vier Stahlrohrbeine sind sich uneinig, eines hängt immer in der Luft. Seufzend wechsele ich zum Sessel neben mir. Auch der hat Gleichgewichtsprobleme. Der dritte am Tisch hält still.

Kaum habe ich die Beine ausgestreckt, steht er schon vor mir: weißes Hemd und Wiener Schmäh.

„Was darf's denn sein heute, Gnädigste?“

Ich fühle mich ertappt, beim Seufzen und beim Sesselwackeln.

„Hmm ...“, mache ich, denn zunächst möchte ich nur hier sitzen. Hier in der ruhigen Gasse mit dem Kopfsteinpflaster, vor dem kleinen Café und auf einem vernünftigen Stuhl. Aber ich kenne die Spielregeln: Bestellung gegen Sitzplatz.

„Habt ihr was Kleines zu essen?“

„Leider. Die Küche sperrt erst am Abend auf.“

„Die Küche ...“, denke ich verächtlich. Es gibt ohnehin nur Brote hier.

„Ein Achterl vielleicht? Oder lieber ein Kaffeetscherl?“

„Ein Broterl“, möchte ich schon antworten. „Ein bisserl ... brauch ich noch“, sage ich stattdessen.

„Kein Stress, Gnädigste. Es ist ja Freitag.“

Er wendet sich den Nebentischen zu, um sie mit dem Lappen zu bearbeiten.

Ich hasse es, von ihm mit „Gnädigste“ angesprochen zu werden. Da fühle ich mich gleich viel älter. Dabei ist er bestimmt nicht jünger als ich, höchstens ein paar Jahre. Auf den ersten Blick sieht er ganz artig aus, mit seinem Hemd und den glänzenden, dunklen Haaren. Doch die langen, spitz zulaufenden Koteletten und die Tattoos, die unter den aufgekrepelten Ärmeln hervorblitzen, entlarven ihn als einen wilden Hund. Oder als jemand, der sich dafür hält.

Ich nehme einen Bierdeckel vom Tisch.

„Sommerzeit – Veltlinerzeit“, steht auf der einen Seite. „Die Wiener Melange hat immer Saison“, auf der anderen.

Nichts ist einfach heute, auch nicht das Bestellen. Zeit, das Straßenorakel zu befragen.

„Wenn der nächste, der vorbeikommt, etwas Grünes anhat, nehme ich einen Veltliner“, bestimme ich halblaut.

Gleich darauf bereue ich meine Wahl. Grün ist nicht die Farbe der Saison, die Wahrscheinlichkeit zu einem kühlen Glas Weißen zu kommen ist gering. Auf Kaffee habe ich gar keine Lust mehr. Doch die Wette gilt.

Der Ober stellt sich in die Tür, zündet sich eine Zigarette an. Er äugt zu mir herüber, ich fixiere die nächste Straßenecke. Wir warten.

Schon kommt jemand von links. Langsam, sehr langsam. Eine alte Frau, sie tut sich schwer mit dem Gehen. Ich kneife die Augen zusammen, im Gegenlicht kann ich nicht erkennen, was sie trägt. Das kann dauern. Ein Fenster wird geschlossen, Schlagermusik säuselt aus dem Lokal. Dann Schritte von rechts. Schnelle Schritte. Ein Mann in Sportkleidung trabt leichtfüßig über das Pflaster – und an mir vorbei.

Erster! Er trägt ein T-Shirt mit grünen Streifen an den Ärmeln. Danke, das ist eindeutig.

„Einen Veltliner, bitte!“

Der Ober macht ein Gesicht, als hätte er mir gleich sagen können, dass es ein Achterl wird.

Mein Wein wird gebracht, zufrieden nippe ich am Glas.

Das war ja gar nicht schwer. Heute scheint es das Orakel gut mit mir zu meinen. Vielleicht sollte ich gleich die nächste Frage stellen.

An Fragen mangelt es nicht in meinem Leben: Soll ich meinen Job kündigen – oder ihn behalten? Was soll ich heute essen – was morgen anziehen? Soll ich mir einen Liebhaber zulegen

– oder lieber eine Katze? Ich mag Katzen, aber Männer mag ich auch.

„Kommen Sie morgen?“

Der Ober deutet mit dem Kinn auf ein dottergelbes, selbstgemaltes Poster am Eingang – „Samstag Karaoke-Night“.

„Und Sie?“

„Sicher, Gnädigste. Das wird eine Hetz!“

„Singen Sie auch?“

„Nur, wenn Sie kommen.“

„Eigentlich hab ich schon was vor.“

Er wölbt mit gespielter Enttäuschung die Unterlippe vor und verzieht sich.

Das entspricht beinahe der Wahrheit. Ich bin morgen zu einer Party eingeladen – von einer alten Schulfreundin. Schon seit Tagen frage ich mich, ...

„Ich gehe hin, wenn eines der nächsten drei Autos, die vorbeifahren ... schwarz ist.“

Nein, blau soll es sein, das Auto. Blau passt besser zu einem Abend, an dem man Gefahr läuft, sich aus Verdruss zu betrinken.

Nervös drehe ich an einer Haarsträhne, die mir ins Gesicht fällt. Ein, zwei, drei Leute gehen vorbei. Weit und breit kein Wagen, der sich durch die enge Gasse zwängen will. Ich ziehe die Strähne vor meine Nase. Graue Fäden im Kastanienbraun. Ich sollte mir wieder die Haare färben. Vielleicht spricht er mich dann nicht mehr mit „Gnädigste“ an. Sondern mit „Fräulein“. Nein, am liebsten möchte ich mit meinem Namen angesprochen werden. Aber den kennt er ja nicht.

Gerumpel lässt mich aufschrecken. Ich gebe meine Strähne frei, sie zwirbelt nach oben. Jetzt kommen gleich zwei Autos, von jeder Seite eines. Das geht sich nie aus. Die beiden bleiben stehen, einander zugewandt, lauernd. Ein Duell.

Schimpftiraden, ein quakendes Hupen, der Lieferwagen auf der rechten Seite setzt einsichtig zurück. Ich beobachte die Szene gelassen. Ist mir sowieso egal. Keines der Autos ist blau.

Und schon kommt das nächste. Ein richtig reges Verkehrsaufkommen. Konzentriert lehne ich mich vor. undefinierbar, der Lack des Wagens. Taubengrau vielleicht, oder Taubenblau. Das Orakel könnte sich auch deutlicher ausdrücken.

Das Auto hält, jemand steigt aus. Kobaltblaue Lichtreflexe funkeln an der Tür.

Ich klopfe entschlossen auf den Tisch. Dann ist morgen eben Party-Time. Ich will ja ohnehin jemanden kennenlernen.

Kennenlernen ... das Stichwort für die nächste Frage, die sich aufdrängt, begleitet von einem unverschämte grinsenden Fragezeichen. Die Sache mit dem Liebhaber. Oder der Katze. Haustiere sind in meiner Wohnung nicht erlaubt, von Liebhabern steht nichts im Mietvertrag.

Der Novotny aus dem Büro bietet sich an. Der Novotny, der mir bei jeder Gelegenheit die Tür aufhält. Schade, dass er nicht mein Typ ist.

„Wenn der Nächste, der vorbeikommt, Rot trägt, reiße ich mir auf der Party einen Mann auf.“

Rot ist gut – die Liebesfarbe. Es muss ja nicht gleich der Novotny sein. Ich nehme einen Schluck und grinse verwegen in mein Glas hinein.

„Damit Sie mir nicht verhungern.“

Der Ober stellt eine kleine Schale mit Chips auf den Tisch.

„Danke.“

Ich schnappe mir gleich zwei. In meinem Mund kracht es leise, als ich zubeiße. Er steht neben mir und sieht mir beim Kauen zu, dann beim Fingerablecken. Gleich wird er fragen, ob es schmeckt.

„Gut gekocht! Geben Sie mir das Rezept?“

Das Telefon gellt einsam im Lokal. Er drückt sich vor der Antwort und tragt folgsam hinein. Beinahe habe ich das Orakel vergessen. Wie war die Frage? Richtig, der Party-Aufriss.

Da kommt jemand, ein Mann mit Handy am Ohr. Grauer Anzug, schwarze Schuhe, kein Rot an ihm. Unmittelbar vor mir bleibt er stehen und befragt sein Telefon. Jetzt sehe ich, was er unter dem Jackett trägt: ein Polohemd, dunkelrot, sehr dunkel, vielleicht auch braun.

„Entschuldigung“, beginne ich, „das Hemd, das Sie da tragen ... Welche Farbe hat es?“

Er senkt verwirrt den Kopf, um seinen Bauch zu betrachten. Als hätte er vergessen, was er heute Morgen aus dem Kleiderschrank gezogen hat.

„Bordeaux. Warum?“

„Es geht um eine Wette.“

„Eine ... was?“

„Lust auf ein Glas Wein?“ Ich bemühe mich, einladend zu lächeln.

„Eigentlich nicht“, sagt er unsicher und geht weiter.

Düster starre ich in die andere Richtung. Unfreundlicher Trottel. Und unpräzise Antwort. Ob Bordeaux als Rot durchgeht, hat mir das Orakel nicht verraten. Und auch nicht, ob ich am Samstag alleine heimgehen werde.

„Ungültig!“, flüstere ich dem Anzugträger hinterher. „Du bist ungültig!“

Er flüchtet um die Straßenecke, das Telefon ans Ohr gedrückt.

Vielleicht war die Aufgabenstellung zu schwer. So leicht fällt mir das Aufreißen auch nicht.

„Wenn der Nächste etwas Rotes trägt, fang ich halt was mit dem Novotny an ...“

„Noch ein Achterl?“

Heute ist er besonders geschäftstüchtig.

„Ich hab noch was.“

„Aber nicht mehr lange.“

„Jetzt nicht, es ist grad spannend.“

Zwei Frauen kommen aus dem Haus schräg gegenüber. Sie bleiben stehen und verabschieden sich gerade, wenn man ihrer Körpersprache glauben kann. Gleich gehen sie auseinander. Eine trägt eine rote Tasche.

„Spannend? Was denn?“

Die da drüben sind noch immer nicht fertig. Der Ober schaut die beiden an, dann mich.

„Was ist so interessant an denen?“, legt er nach.

„Die Handtasche.“

Er runzelt die Stirn und kümmert sich wieder um die leeren Tische. Rückt Aschenbecher, Eiskarten und Stühle zurecht. Kopfschüttelnd, es ist mir nicht entgangen. Ich trinke aus und sammle die letzten Chips-Scherben zusammen. Den Blick habe ich noch immer an die Frauen geheftet – so erwartungsvoll, dass ich ihn beinahe übersehe, den jungen Mann von rechts. Gut gelaunt ist er, das sieht man an seinem Gang. Und gut gekleidet – bis auf die Turnschuhe, die bei jedem Schritt aufleuchten, so fröhlich und eindringlich, wie es nur ein sattes Rot zustande bringt.

Also wird es doch der Novotny.

Er schlendert auf mich zu, ich führe mein Glas zum Mund und stelle es gleich wieder weg. Es ist ja leer. Er setzt sich an den Nebentisch. Sein Lächeln strahlt mit seinen Schuhen um die Wette. Verhalten schmunzle ich zurück. Er ist viel zu jung für mich – und außerdem habe ich das Orakel wegen dem Novotny befragt. Trotzdem spreche ich ihn an.

„Nette Schuhe.“

„Gerade gekauft. Cool, nicht?“ Er wackelt mit den Füßen.

Ich finde sie nicht cool, trotzdem nicke ich.

Mir geht der Gesprächsstoff aus. Ich starre mein leeres Glas an und überlege, was ich als nächstes sagen könnte.

Ich will schon fragen, ob Rot wieder modern ist, als sich eine junge Frau im Sommerkleid nähert. Ihre Absätze klackern über das Pflaster. Er strahlt nun in ihre Richtung.

„Wartest du schon lange, Schatz?“

„Grad gekommen.“

Sie begrüßen sich mit einem Kuss. Grazil lässt sie sich neben ihm nieder.

Meine Mundwinkel ziehen nach unten, ich schiebe mir die Sonnenbrille auf die Nase.

„Rot? Bist du von allen guten Geistern verlassen?“, stößt die Frau hervor.

„Meine Lieblingsfarbe ...“, rechtfertigt er sich trotzig. Die Freude über seinen Einkauf ist nun gedämpft.

Der Ober will die Bestellung aufnehmen, die beiden entscheiden sich für Kaffee. Ohne lange überlegen zu müssen.

Ich lüfte mein Weinglas, als er an mir vorbeigeht.

„Aber diesmal einen Roten!“

Resigniert krame ich mein Handy aus der Tasche, um Birgit aus dem Büro anzurufen. Sie hat

bestimmt die Nummer vom Novotny.

„Bitte schön, Gnädigste.“ Er stellt den Rotwein auf meinem Tisch ab. „Noch Chips?“

„Tun Sie mir einen Gefallen?“

„Aber immer.“

„Reden Sie mich bitte nicht mehr mit ‚Gnädigste‘ an.“

Er stutzt. „Kein Problem, äh ... Fräulein.“

Ein Postauto schleicht durch die Gasse. Gelb – so gelb wie das Poster an der Tür: Karaoke-Night.

„Und? Kommen Sie jetzt morgen?“, fragt er beiläufig.

„Schauen wir mal.“

Er zwinkert und serviert den Kaffee am Nebentisch, ich lächle seinen Rücken an und stopfe das Handy in die Tasche zurück.

Heute ist wirklich nichts einfach.

Beginn einer Ehe, in Prag

von Joan Weng

Er bleibt nicht zum Frühstück, ist er nie geblieben. Wenn Jakub ihn deswegen aufzog, erwiderte er nur, er erhalte sich eben gerne ein paar Illusionen. Grinste dabei verschwörerisch – wie immer, wenn er log. Er hatte ebenso wenig Illusionen, wie ein schlechtes Gewissen – die Frauen bekamen, was sie wollten und verdienten, mehr stand nicht zur Verhandlung. Es war nicht so, dass ihm der ewig gleiche Gestank nach butterigem Lippenstift, schmutziger Bettwäsche und abgestandenem Europop ekelhaft gewesen wäre. Es war nicht so, dass er vor dem hässlichen Moment des morgendlichen Fremdseins, der Traurigkeit der zerknüllten Papiertaschentücher oder den grauen Schlieren vergessener Schminke auf den Frauengesichtern gescheut hätte. Er glaubte, das alles ertragen zu können – es gehört nun mal dazu, wie die vertraute Ahnung des medizinischen Latexgeruchs an seinen Händen. Es war das Heimweh, das ihn trieb. Nach Jakub, nach ihrer Wohnung!

Er wollte die kalte Morgenluft in seine verqualmten Lungen ziehen, den bitteren Leichengeruch der sterbenden Nacht abschütteln. Er wollte sehen, wie die Farben zurückkehrten in Großstadtdenkmälern seiner Stadt, die schönste Stadt von allen, wie sie nun in grau-weiß lag und noch vor wenigen Stunden in hektischem Neon, in grellem Kunstlicht gegen die Schwärze der Bedeutungslosigkeit geleuchtet hatte. Jetzt: der Himmel: erst tintig an den Rändern, dann kitschiges Pink, dann ein so üppiges Gold, dass man glaubte, die Donaumonarchie kehre zurück und dann, ganz plötzlich war das Spektakel vorbei – einfach so - war es Tag. Und wenn es Tag war, war es Sonntag, er schon mit Jakub in ihrer gemeinsamen Wohnung, zu Hause. Sie tranken Kaffee – die Tassen angemackt, nicht ganz sauber, mit leicht bitterem Spülmittelgeschmack, ihre Augen rot gerändert, seine von der angestrengten Suche nach Spaß und Jakubs von den winzigen Buchstaben in den dicken Büchern. War es Winter, dann gaben sie gegen die Kälte ihrer kaum isolierten Wohnung Onkel Nováks Schwarzgebrannten in die braune Plörre – meistens taten sie es auch im Sommer. „Do prdele! But for now we are young“ – das wummerte nachts aus den Boxen, man sprang, man hüpfte, stieß und rempelte im Takt. Das wodkaeweiche Hirn wippte nach, immer einen Tick verzögert.

Er erzählte gerne in Jakubs breites, sommersprossiges Schweigen, stellte sich dabei vor, wie ganze Horden, ganze Kompanien später mit ihren körperlichen Gebrechen die dunklen Löcher unter Jakubs Wangenknochen anfüllen würden. Aber noch gehörte das Gesicht ihm und nur er sprach hinein: von den toten Ratten, deren winziges Hirn weiß-glibberig auf das feucht glänzende Pflaster des Wenzelsplatzes quoll; von den Zuhältern mit ihren amerikanischen Zigaretten und deutschen Autos; von der alten Barbora, die der schmerzreichen Mutter Gottes jeden Tag eine Kerze brachte, für ihren Mann, der verschwand noch unter Stalin, aber man kann nie wissen, Wunder gibt es immer wieder; und natürlich von seinen Frauen, der Eroberung der letzten, der vorletzten Nacht – auf einer Skala von eins bis zehn, wo einzuordnen? –, wie die bunt geschminkte Fröhlichkeit ihres Gesichtes plötzlich im Regen davonwischte und ihn grau-blauer Ekel würgte; von einer anderen, deren Namen er nicht mehr wusste – etwas Polnisches vielleicht? – und die ihm beim Tanzen plötzlich ihre raue, nach Wodka-Bull schmeckende Zunge in den Hals schob. Waren heutzutage eigentlich alle Frauen Schlampen? Musste man echt aufs Land raus, um noch was Anständiges zu kriegen? Eine beliebte, oft zwischen ihnen diskutierte Frage.

Und manchmal wollte er Jakubs Gesicht zwischen seine rauen Hände nehmen, die harten Bartstoppeln in die feinen Linien pressen – eine Wahrsagerin auf der Wenzelsbrücke hatte in eben diesen Linien einmal Glück in der Liebe gesehen. Aber meistens lachten sie, mit weit aufgerissenen Mündern, Kaffee verschüttend lachten sie, weil es ihr Glück war, dass die Weiber heutzutage alle nichts taugten; weil es so so viel einfacher war, die Liebe verkompliziert nur; weil der Selbstgebrannte nichts kostete und es eine Schande gewesen wäre, sich nicht zu betrinken; und vielleicht auch einfach, weil sie es konnten – „And one day we will die, And our ashes will fly from the aeroplane over the sea. But for now we are young!“

Manchmal beschloss Jakub, dass er es nicht länger in ihren zwanzig Quadratmetern, auf dieser ausgeliebten Matratze aushielt, dann gingen sie an die Moldau. Sie war grün wie Jakubs Parka aus Bundeswehrbeständen und tiefblau wie seine Augen. Die Sonne brach sich weiß glänzend, hellblau schimmernd in ihr, das war schön. Oder sie lag nebelgrau, wie Jakubs mit Blei ausgegossene Seele, das war noch schöner. Jedes Mal hatte er gesagt, zu Jakub hatte er das gesagt und ein wenig auch zu sich selbst: „Nie will ich von hier weg!“ Vielleicht hatte Jakub genickt, manchmal.

Die Moldau war Jagdgebiet, hier gab es noch mehr Touristinnen als nachts in den Clubs – die Qualität war auch besser, abgewrackte Partyschlampen hatte Prag selbst genug. Sie mochten beide Touristinnen: das Schöne an ihnen ist, dass sie wieder gehen. „Aber wir bleiben da, nicht wahr?“ Meistens saßen sie allerdings nur im Fenster, Schenkel an Schenkel, viel zu träge, viel zu glücklich zum Aufstehen. Bewunderten den dünnen Streifen Grau-Blau, der zwischen den Seelensilos hervorlinst, und rauchten Moon, rauchten gefälschte Marlboro. Das Radio lief, sie waren ganz durchtränkt von seinem hektischen Rauschen und vielleicht fragten sie sich, was wohl aus dem kleinen Blondem geworden war, der immer am Hauptbahnhof gearbeitet hatte und eines Tages plötzlich verschwunden war. Sie verschwanden alle irgendwann. Ein anderer aus dieser gesichtslosen, einladend lächelnden Horde war vor die einfahrende Metro gefallen/gefallen worden, und jedenfalls hatte es ein furchtbares Chaos gegeben. Bis zu zweistündige Verspätungen mit Linie A – grauenhaft diese Öffentlichen!

Hin und wieder schnipsten sie ihre Kippenstummel nach den Nutten auf dem Bordsteig und Adela, die um ihren grellweißen, im Nachlicht blaue Funken schlagenden Kunstpelz fürchtete, brüllte: „Hovno! Hajzle! Hovado! Pitomec!“ Sie fanden es klang ein wenig, wie ein Gedicht – Hovno Hajzle Hovado Pitomec Hovno Hajzle Hovado Pitomec.

Meistens hatte Jakub ihm auch einfach nur zugehört, wenn er erzählte, das breite Sommerprossengesicht in die schmalen Hände gelegt. Wie er diese Hände beneidete. Und er erzählte: davon, wie der Regen melancholisch das Fachwerk schwärzte und sich einer eleganten Kette gleich, glänzend an die Balken hängte und davon, dass der kleine Mateusz von links hinten, vermutlich an der Nadel hing – Pupillen wie verlorene Stecknadelköpfe im Tannenhoniggold. Davon wie er die Welt sah, vielleicht sah Jakub sie ja ähnlich? Jakubs Augen waren sehr blau und die Frauen fanden sie schön, doch er wusste, in Wirklichkeit waren sie nur traurig – sein Vater hatte nach dem Untergang der SU keine Arbeit gefunden und eines Tages klebte sein Hirn am Wohnzimmer-schrank, die Mutter trank – man sagte, es wäre die Trauer, aber sie hatte vorher schon gesoffen. Jakub hatte noch zwei kleine Schwestern, die eine arbeitete in Zlín und meldete sich nie, die andere war mit einem Mechaniker verheiratet. Sie fiel oft die Treppe herunter. Vielleicht waren sie auch nicht traurig, vielleicht waren sie grausam. Entschlossen grausam? Grausam entschlossen?

Jakub wollte so viel, die Welt hatte sich zu beugen! Er hätte gerne seinen Kopf an Jakubs schmale Schulter gelegt, hätte ihm mit der Hand durch das wirre Zuckerwattehaar gestrichen, ganz glatt hätte er es gestrichen, hätte ihm gesagt, dass alles gut wird, hätte ihm gerne Dinge gesagt wie: „Die Plätze sind ohne dich noch größer und sie kommen mir leer vor“ – aber sie waren ja nicht schwul oder so etwas.

So presste er stattdessen zwischen Zähnen und Zigarette vorbei: „Wir sollten zusammen mal wieder einen drauf machen“, und Jakub nickte: „Nach dem Examen.“ Aber nach dem Examen hatte er gleich Arbeit gefunden, in Marseille. „Endlich weg“, rief er noch in der Tür. „Endlich richtiges Europa. Endlich raus aus dem Schmutz! Du kommst mich natürlich besuchen, nicht wahr? Ich werde dir das Geld schicken, denn jetzt verdiene ich ja richtiges Geld! Schöne harte Euros!“ Er hatte gelacht und wo seine Bücher standen, war jetzt Platz im Regal, und wo seine Poster hingen – der Citratzyklus, die Europakarte mit Hauptstädten und Einwohnerzahlen, ein Autogramm von Pavel Kuka im rotweißen Trikot der Slavia Prag, ein Foto: sie beide, betrunken, mit albernen Hüten, Strand –, da waren helle Flecken. Manchmal fuhr er mit der Hand über die Flecken, sie fühlten sich rau an, rau und kalt.

Er würde einen neuen Mitbewohner suchen müssen, der Miete wegen. „Versteh ich nicht, was du bei den Franzosen willst. Als ob´s hier keine Kranken gäbe“, hatte er gesagt, aber Jakub hatte den Kopf geschüttelt, weiter Bücher in einen Karton gepackt. Es waren zu viele, im 3. Stock brach der Boden. Sie mussten über den klebrigen PVC kriechen und sie einsammeln, wobei das Licht

ständig flackernd ausging, denn es war ein altes Haus. Und als sie die Sachen schließlich alle im Auto hatten, wollte Jakob nur noch weg, weil er, erstens, weder dem Wagenschloss noch der Nachbarschaft traute, und, zweitens, weil die Wohnung jetzt so ungemütlich war.

Sie haben im Treppenhaus Abschied genommen, mit schwitzigem Handschlag, zwischen einer weggeworfenen McDonalds-Tüte und den besprühten Betonwänden. Über ihnen gurgelten Rohre, irgendjemand hatte wieder auf die Stiegen gepinkelt, zumindest roch es so und als Jakob weg war, begann es zu regnen. Und weil Jakob nicht mehr auf ihn wartet, weil er kein Heimweh nach der leeren Wohnung und der hässlich, schmutziggrauen Stadt hat, wird er heute zum Frühstück bleiben – wer weiß, vielleicht ist es der Anfang einer wunderbaren Ehe?

Un Cliché Parisien

von Carina Fibich

08.07. - Paris.

Das Gefühl, das ich habe, ist schwer zu beschreiben. Als ich gestern hier aus dem Flieger stieg, blickte mir die Stadt mit einem finsternen Gesicht entgegen. Charles de Gaulle breitete sich vor mir so weitläufig und unüberblickbar wie eh und je aus, aber heute fühlte ich mich verloren hier. Leichter Regen setzte ein und das Wasser strömte über die Fenster des RER, in dem ich saß, während ich die grauen Ruinen der Vorstadt an mir vorbeiziehen sah. Es fiel mir schwer, meine Augen offen zu halten. Meine Gedanken wanderten zu Aenna Frottier und zu den vergangenen Tagen im schattigen Jardin des Plantes. Ein dumpfes Geräusch ließ meinen Kopf hochschnellen. Eine Flasche war zu Boden gefallen und rollte langsam von einem Ende des Waggons zum anderen. Der Herr neben mir trug zu viel Eau de Cologne. Ich atmete nur durch den Mund. Der Waggon wurde von Station zu Station überfüllter. Ich presste meinen Koffer an mich, um nicht an den parfümgetränkten Veston meines Nachbarn zu geraten. Jemand hatte ein obszönes Wort an das Fenster geschmiert. Ich vermied es, hinzusehen. Ein Kind weinte, der ganze Waggon schien mit penetranter Stimme auf mich einzureden, und ich wandte mich unwillig ab. „Laissez un message“, wiederholte ich in meinem Kopf. Hinterlassen Sie eine Nachricht. Ich fiel wieder zurück in meine Gedanken, meine Füße fanden den Weg selbst. Barbes Rochechouart kam als Erlösung. „Wie kurios“, dachte ich und verließ die Station hastig. Den Rest des Tages verbrachte ich auf dem Canapé, wo ich jetzt immer noch liege, mit diesem Gefühl, das ich nicht beschreiben kann. Ich trage noch die gleichen Socken und meine Hand fühlt immer noch den Griff des Koffers. Ich friere und fasse den Heizkörper an, doch er ist eiskalt. Ich starre an den rauen Verputz der Wand, die Maurice schlampig mit violetter Farbe angepinselt hatte, als wir uns die Garçonnière gekauft hatten, damals. Ich hatte zugestimmt, weil ich von hier aus zu meinem Arbeitsplatz gehen kann. Ich denke, für Maurice war das nicht mehr als eine Passade. Maurice wollte ein Künstler sein und war deshalb nach Montmartre gezogen, doch an der Kunsthochschule nahmen sie ihn nicht auf. So hatte auch das Viertel hier bald seine Magie für ihn verloren. Er ist mittlerweile nur noch sporadisch hier, meistens treibt er sich in der Innenstadt herum oder kritzelt Karikaturen von Touristen. Sein Leben ist ein perfektes Cliché Parisien und es ärgert mich, dass er damit glücklich wird.

Ich stehe acht Stunden pro Tag hinter dem Tresen, verkaufe Billets für die Métro und wiederhole immer wieder dieselben Gedanken an Aenna Frottier. Morgen, erst morgen muss ich wieder arbeiten und bis dahin habe ich zu viel Zeit. Ich krame nach etwas zu essen und schlürfe dazu eine Mélange aus Missmut und dem Geschmack von Maurice' Gauloises. Der Straßenlärm dringt herb durch das offene Fenster. Es liegt ein feiner Schleier auf der Straße. Es kann erst vor kurzem zu regnen aufgehört haben. Ein feiner Schleier liegt auch über meinem Inneren. Ich harre auf dem Canapé aus, bis die Glocken des Sacre Coeur Mitternacht schlagen und ich mir erlaube, einzuschlafen.

09.07.

Die Glocken läuten schon wieder, als ich mich auf den Weg zu Barbes Rochechouart mache. Es ärgert mich, dass die Geschäfte entlang der Lafayette noch alle geschlossen sind, bis mindestens zehn Uhr. Resignation liegt in der Luft, die Läden haben sich selbst aufgegeben. Rund um Barbes Rochechouart hat sich schon der Pulk gebildet, der jeden, der die Métro benutzen will, hier empfängt. Rund ein Dutzend zwielichtig aussehende Männer drängen sich sofort um mich, als ich mich nähere. „Billet? Ticket?“, fragt einer und grinst.

Ich murmele wütend vor mich hin, als ich mich vorbeidränge. Dieses Szenario wiederholt sich jour par jour. Tag für Tag, sie lernen es nie. Wenn die acht Stunden vorbei sind, ist es Nachmittag, ich werde abgelöst, kann nach Hause gehen, mit wunden Fingern und einem wunden Kopf.

10.07.

Heute schüttet es, als ich zu Barbes Rochechouart hinüberrenne. Ich beneide die Herren in ihren Vestons und die Damen in feinen Tailleurs. Wie gerne wäre ich auch gezwungen, etwas Niveauvolles zu tragen.

Als ich aufstand, lag Maurice nackt auf dem Canapé im Wohnzimmer. Ich hätte ihn am liebsten mit meinem Morgenkaffee verbrüht, dafür, dass er so nonchalant sein konnte. Ich sitze wieder in dieser verdammten Kabine, mit den Ticketrollen und dem Wechselgeld. Die Leute, die bei mir Billets kaufen, sind in Eile. Ich sitze wie auf Nadeln. Wenn ich „Bonjour“ höre, mit Akzent ausgesprochen, sticht es mich und ich möchte aufspringen und durch diese kleine Öffnung im Plexiglas brüllen: „Fichtre! Wohin willst du und warum kann ich nicht mit?“ Bei jedem „Paris Visite Ticket“, das ich überreiche, erblicke ich vor Neid. Nur drei Zonen zu Aenna Frottier.

Ich gehe nach Hause. Drei junge Burschen halten mir Marlboros vor die Nase, als ich die Straße überquere, und ich bin so entnervt, dass ich eine Stange kaufe, für einen Preis, der mir eigentlich die Tränen in die Augen treiben sollte. Ich klopfe an die Tür der Garçonnière, weil ich Maurice' Schuhe vor der Türe stehen sehe. Er macht mir auf und irgendwie muss ich lachen, als ich ihn sehe. Er trägt eine gestreifte Hose aus Velours Côtelé, einen Pullover, und in der Hand hält er einen halb aufgegessenen Apfel. Er sieht aus wie einem Film entsprungen, einem französischen Film, mit dem Geschmack von altmodischen Badezimmerfliesen und schmutzigem Geschirr. Mein Lächeln friert zu einem neidgespeisten Feixen. „On sort ce soir?“, fragt er mit seiner dunklen, verrauchten Stimme. „Ich kann heute Abend nicht ausgehen“, sage ich.

„Warum?“

„Es gibt Leute, die arbeiten müssen“, sage ich wahrscheinlich zum tausendeinhundertsten Mal und öffne schon die Türe in mein Zimmer, als Maurice sagt: „Dominique ist auch dabei, und Pascal. Sie bringen einen Niederländer mit.“ Ein Abend unter Freunden also. Maurice macht den Kühlschrank auf, um sich ein Glas Milch einzuschenken, und sein dunkelbraunes Haar fällt ihm in die Stirn. „Mon Dieu“, fährt es mir durch den Kopf, „wie ich diesen Maurice hasse!“

11.07.

Ich liege auf dem Canapé und starre an die Decke. Und sie starrt zurück. Der süße Apfelgeruch von Dominiques Haaren hatte mich sanft zurückgedrängt in die Erinnerung an den Rasen vor dem Petit Palais, als eine apfelne Haarsträhne von Aenna Frottier meine Schulter streifte, ihr kleiner Finger sich in meinen hakte und ihre Ohrringe sanft klimperten.

Doch es waren Dominiques Füße, in den zierlichen Ballerinas, schimmernd und perlenartig in glänzenden Nylonstrümpfen, die neben meinen Lackschuhen am Gare du Nord standen, neben mir hertrappelten, an Pascals Hand. Doch ich kann keine einzige Station mit der Métro fahren, ohne an die arme Person denken zu müssen, die um diese Uhrzeit die Billets verkauft. Maurice hat immer noch dieselbe Art, Frauen anzügliche Blicke zuzuwerfen, kaum dass sie uns passieren. Ich habe mir das abgewöhnt, seit Aenna Frottier. Ich fühlte mich unwohl, dazustehen, neben ihm, in dem Sog seiner unverschämten, sorglosen Blicke.

Der Gedanke an die elfenhaften Füße füllt das Zimmer mit Melancholie, doch dann drängt sich unwiderruflich das Bild von Pascal in meinen Kopf, vom feuerhaarigen Pascal, jeden Abend die verführerischen Füße massierend, sie wärmend, wenn sie auskühlen, denn in dem mit Kitsch überladenen Pariser Streifen, in dem die beiden agieren, ist es abends sehr kalt.

13.07.

Ich fahre nach der Arbeit quer durch die Stadt zu meinem Lieblingssupermarché. Die Straßen

strecken sich vor mir aus wie Suchbilder, in denen es gilt, Aenna Frottier zu entdecken, das „monstre charmant“, dem meine Gedanken nachjagen. Doch die Welt scheint eine stille Verschwörung ausgeheckt zu haben. Jede Frau, die auf dem Weg an mir vorbeiläuft, scheint einen Teil von ihr zu tragen, so als hätte man Aenna Frottier durch ein Prisma geschickt und die Scherben ihrer zerstrahlten Schönheit auf die ganze Welt verstreut. Da klappern ihre Absätze, dort zucken ihre Mundwinkel, hier beben ihre Nasenflügel. Ich schließe die Augen, weil es unglaublich ist.

14.07.

Es ist ein geschäftiger Freitagnachmittag und die Lafayette lebt auf, so als könnte sie der guten Laune einer Nation vor dem Wochenende nicht widerstehen. Ich muss lachen, als Claude Kontakt aufnimmt und mich bittet, ihm für einen Cocktail Gesellschaft zu leisten, im Déliree. Das Déliree ist einer der abgeschmacktesten Läden in Paris, mit Sitzecken aus rotem Samt, einem finster dreinblickenden Monsieur hinter der Theke und beklemmenden Kurzfilmen, die über den winzigen Bildschirm huschen.

Ich sitze in der Métro und frage mich, wie Claude mich jedes Mal überredet. Er ist ein Überzeugungskünstler. Ich denke an mich selbst und meine eigene Begabung scheint mir so ungewiss wie das Finden eines adäquaten Gesprächspartners im Déliree.

15.07.

Die Sicherheit, die der tägliche Gang zu Barbes Rochechouart sonst für mich bereithält, ist heute nicht gegeben, denn es ist Sonntag. Claudes seltsame Ansichten und erschreckende Gesten haben mich verstört. Ich verharre einige Zeit wachsam auf dem Canapé, zu allem bereit. Dann rauche ich bei geöffnetem Fenster mit zitternden Fingern eine von Maurice` Gauloises. Die Luft schmeckt nach Frühling und Sonntagvormittag. Ich erinnere mich an eine Zeit, als Sonntagvormittag noch nicht den Beigeschmack von fremden Zigaretten hatte, sondern den von prunkvollen Gesang in der Kirche, nach Gemäuern und Familienessen. Doch dieser Geschmack verschwand gemeinsam mit dem von frischen Äpfeln. Gefaltete weiße Hände, ein weißes Kleid. Die engelsgleichen Bruchstücke von Aenna Frottier lassen mich mein Veston schnappen und auf die Straße fliehen.

Mir ist schwindelig und mir rasseln Bilder durch den Kopf, von Maurice beim Pinseln irgend-eines Vielleicht-Kunstwerkes, von Claude in seinem Barrett und von Dominique und ihren beschuhten Füßchen.

Wenn einen das Leben als Cliché Parisien glücklich macht, will ich auch eines sein, denke ich, und fasse einen Beschluss.

In der Station spielt jemand Ziehharmonika. So léger und charmant, dass ich versucht bin, mein ganzes Geld vor seine Füße zu werfen, denn dank ihm fühle ich etwas, während ich zu meiner Métro hinuntersteigen will. Doch mein Portemonnaie liegt wohl noch zu Hause und die einzige Münze, die ich in meiner Westentasche finden kann, halte ich schließlich durch die kleine Öffnung im Plexiglas, wartend auf das „un moment, s'il vous plaît“, das auch diese Fahrkarte auf die Reise durch die Stadt schicken wird.

Das rhythmische Scheppern von vielen kleinen Metallteilen erreicht das Ohr, noch bevor die Türen der Métro aufschnappen und geleitet mich geradewegs zum clishébeladensten Ort der Stadt. Ich lasse meinen Blick über den großen Platz schweifen, irgendwo versucht eine Drehorgel ihr Glück. Ich bleibe den ganzen Tag hier.

Ab und an stäuben die Souvenirverkäufer auseinander und ein paar Polizisten verfolgen sie halbherzig auf ihren Fahrrädern. Wenn ich meinen Kopf in den Nacken lege, sehe ich die bunten Gondeln in den Himmel aufsteigen, in das Gestrüpp aus Metallverstrebungen. Der Wind klingt wie Aenna Frottiers zarte Stimme an jenem etwas zu kühl geratenen Sommertag, als sie mir ins Ohr flüsterte: „On monte sur la Tour Eiffel?“ Als es dämmrig wird, setze ich mich und lasse sie all die wundervollen Dinge noch einmal sagen, begleitet von dem regelmäßigen „Champagne, vin, cigarettes?“ der Schwarzhändler, die als Silhouetten im Zwielight umherspazieren. Aenna Frot-

tiers Stimme streift durch die Büsche, fegt über den Platz und versetzt Metall in Schwingung, lässt es Läuten wie Glocken, die mich hier ausweisen, am Fuße des Turms, als französischer Sisyphos, als leicht verrauschter Protagonist, wiederholend ein und dieselbe Szene des schwarz-weißen Liebesfilms darstellend, in dem nur sie allein das Drehbuch kennt.

Überall und nirgends

Exkremente

von Philip Dingeldey

Ich bitte den Leser, sich einmal der Großstadt seines Vertrauens in Gedanken von der Vogelperspektive zu nähern, bevor wir mit der eigentlichen Geschichte beginnen.

Die Stadt ist ein pulsierendes Lebewesen, mit Adern, die bis in die entlegensten Winkel, wo sonst keiner hin will, reichen und auch die kranken Organe beliefern, mit Blut. Das Blut der laufenden, kleinen, ameisenartigen Existenzen, die sich ballen und wieder verlaufen, wo ein paar aber die Möglichkeiten der Adern in die schmutzigen Gegenden auch nutzen. Zelle für Zelle. Es ist alles eins, möchte es aber nicht sein. Obwohl, oder gerade weil alles eins ist, ist alles anonym, individuell. Die Stadt atmet, tauscht Informationen aus. Für manche war es auch nur ein Austauschen des Leids. Widersprüche treffen aufeinander und zerfallen sofort wieder, manchmal ergeben sich neue paradoxe Mischungen, betrachtet man alle Gegenden von oben als Ganzes. Blut, so viel Blut! Viele sind in diesem Blutfluss unterwegs, schwimmen darin. Nichts steht still. Nach einiger Zeit wirkt alles monoton, von aggressiven und gereizten Hupen und einem mächtigen Dröhnen als Summe der Geräusche untermalt. Es verheißt, Geschichten, Leid, Schmerz, Freude, Ignoranz, Masse, Einsamkeit etc. Nähern wir uns nun einem der äußeren Teile, weg vom Pegel der Masse, wo bei näherer Betrachtung das Dröhnen in Gespräche und den Musiksorten Pop, Rock, Jazz und Hip-Hop aufgespalten wird.

Viele Bullen kommen in die Außengebiete nicht. Es gibt aber auch noch andere richtig kriminelle Viertel, wo die Bullen bei einer Schlägerei aus Angst nicht aus dem Auto steigen, trotz Knüppel, Schusswaffe und sonst großer Affenklappe, die ihre Potenz unterstreichen soll.

Begeben wir uns dort nun zu einer bestimmten, wenn auch nicht besonderen, jungen, armen Frau:

Die Welt stinkt, dachte sie. Denn alles, was Ulrike vor sich sah, stimmte sie elend, von Tag zu Tag mehr, von Minute zu Minute wurden die Verzweiflung, der Frust und die Resignation größer. Überall Scheiße. Genauso wie der Hunger wuchs. Sie meinte keinen philosophisch abstrakten Hunger nach Leben oder Wissen, sondern schlicht den echten platten Hunger nach Essen, um zu überleben. Bei ihrer Geburt standen die Dinge noch anders: Sie lebte in einer mittelständischen Familie und hatte auch zeitweise das Gefühl, geliebt zu werden. Dumm war sie auch nicht, ja, später ging sie sogar auf das kleinstädtische Gymnasium. Doch aus verschiedenen Gründen hatte sie es dort nicht mehr ausgehalten und musste fliehen. Sie widerten ihre lächerlichen Eltern an. Deshalb wollte sie ihre Abneigung zeigen, indem sie sich wie ein Punk kleidete, die Schule vernachlässigte – denn darin lerne man ohnehin nur bourgeoises Zeug -, las Schopenhauer, Nietzsche, Marx, Sartre und hatte andere Punkfreunde. Ihre Eltern hatten sich damals mokiert. Dass sei wider aller Ordnung und Disziplin, das gehöre sich nicht für ein Mädchen vom Lande und ihre Freunde seien alle Gesocks. Ihr Bruder dagegen war der brave Junge: Er hatte gute Noten, war adrett angezogen, war beliebt, sportlich, war immer der Klassensprecher und würde später einmal Jura oder Medizin studieren, hieß es. Sie hatte es satt gehabt, mit ihm verglichen zu werden, und auch er ergoss seinen ganzen Hohn über sie und machte ihr weiß, sie würde einmal in der Gosse landen, womit er allerdings letztthin doch Recht behielt.

Als sie vierzehn war, war sie mit ihrem damaligen Freund Paul ausgerissen, um in der Großstadt zu leben. Da sie beide jedoch kein Geld, keine Hilfe und keine Ausbildung hatten, sowie keine Papiere, bekamen sie keine bezahlbare Wohnung und keinen festen Arbeitsplatz, kurz, sie mussten auf der Straße leben. Heute war Paul schon lange weg, was auch besser war, wenn Ulrike es genau bedachte. Sie hatten sich zerstritten. Ob er immer noch auf der Straße lebte, wusste sie nicht. Anfangs wollten sie in einer Kommune mit anderen leben, da dort aber keiner wirklich arbeitete oder dauerhaft einen Job behielt, jeder für jeden aufkommen sollte, immer nur ein bis zwei ein schlechtes Einkommen hatten und der Rest gar nichts verdiente, hielten sie die Wohnung nicht lange. Sie wollten fern der ausbeuterischen Arbeitswelt leben, ein bisschen Kommunismus im Kapitalismus ... doch dann hatten sie gemerkt, dass nur eines von beiden ging. Aber sie be-

merkten das erst, als sie schließlich auf der Straße lagen.

Daheim wollte sie trotzdem nicht bleiben, denn dort wurde sie nur verprügelt, wenn der Vater wieder einmal besoffen war. Einmal ging es sogar soweit, dass der alkoholisierte Vater in ihr Bett hinein urinierte und kotierte und sie dann zwang, in eben diesem Bettchen zu nächtigen. Da beschloss Ulrike auszureißen. Das Jugendamt hatte zu dieser Zeit nämlich nichts unternehmen wollen, waren das doch bloß Hirngespinnste eines aufmüpfigen Punkmädchens gegen den eigenen gutbürgerlichen Vater, der sie ernährte. Dabei war sein Ruf tadellos. Außerdem sah man ihn, seine Frau und den Sohn immer in der Kirche – im Gegensatz zu Ulrike.

Heute wachte sie dafür unter einer Brücke in der Außenstadt bei ein paar Lagerhallen auf, und alles, was sie sah, stimmte sie elend: Um sie herum waren ein paar andere Obdachlose, die, mit Zeitungen bedeckt, versuchten zu schlafen; es stank nach Urin, Kot und Alkohol; drei Bettler stritten sich um eine Flasche billigen Wodka, die für sie den letzten Seelentrost darstellte, bis der Konflikt (Zitat: „Ich nagele deinen Arsch und deine Eier an die Wand!!!“) in einer kleinen Schlägerei ausartete. Einem davon wurden zwei Zähne ausgeschlagen, und dieser und ein anderer überließen dem besseren Schläger freiwillig den Schnaps. Hier schlief sie also, etwas weiter weg vom Zentrum, sodass die Einwohner nicht durch Obdachlose gestört wurden. Auch sie tendierte ab und an einmal zu einer Flasche Schnaps, doch eher selten, da sie noch rational genug war, das wenige Geld für Nahrung und sonstige Verpflegung, die sie sich manchmal gerade noch leisten konnte, auszugeben – manchmal.

Ein anderer heulte, weil er um seine Hündin trauerte, die ein paar jugendliche Schläger, welche ihn für minderwertig ansahen, totgeprügelt und ihn grün und blau geschlagen hatten. Daraufhin hatten sie alle ihre schlaffen, fleischigen Schwänze ausgepackt und ihn von oben bis unten vollgepisst und dabei begeistert und versoffen gelacht.

Die Welt stinkt.

Von dort aus zog Ulrike los, Richtung Innenstadt, um betteln zu gehen, um wenigstens ein bisschen Geld zu erhalten. Immer unterwegs! Den ganzen Tag sah man in der pulsierenden Stadt Leute kommen und gehen, die dort unterwegs ihre Angelegenheiten regelten. Doch Ulrike war immer unterwegs, draußen auf der Straße. Sie blieb immer draußen vor der Tür. Das Pulsieren und Fließen, das Schreien und Stinken, alles, was man draußen, unterwegs in der Stadt erlebte, hatte Ulrike immer um sich. Non-stop.

Und das jetzt schon seit über zehn Jahren. Überhaupt war das für die junge Frau das Schlimmste, betteln zu müssen, von anderen abhängig sein zu müssen, von der Gnade der Geizkragen, die sie wie eine Schmarotzerin betrachteten. Doch dabei blieb es meistens nicht. Ab und an, wenn die meisten Geschäfte schlossen und die Chefs der Läden oder andere Angestellte frei hatten, schob sie mit ihnen eine Nummer in einem Firmenwagen oder einem Klo und erhielt dafür ein paar Euro. Es war eine erbärmliche Arbeit. Jedes Mal ekelte es die Frau noch mehr. Den Anzugträgern jedoch, die danach in ihre Heime gingen, mit ihren Hausfrauen und den Kindern, die Papa für den Größten hielten, bereitete es Lust, so viel, dass sie sogar ein wenig Geld dafür ausgaben, aber nur wenig, denn sie erkannten Ulrikes Not und wussten diese zu nutzen.

Da kam zum Beispiel so ein Anzug mit Wohlstandsbäuchlein, hätte noch eine dreiviertel Stunde Zeit bis sein Zug fuhr.

Wie viel kostet ´ne schnelle Nummer?

Als er dann merkte, wie billig sie war, nahm er die Frau mit in ein versifftes, öffentliches Klo und zwang sie dort erst einmal sein stinkendes, schlappes Glied in den Mund zu nehmen und daran, sowie an seinen haarigen Eiern zu lutschen. Inzwischen hatte Ulrike den Würgereiz bezwungen. Dann riss er ihr die Hose herunter, drehte sie um, drückte sie vornüber, so dass die Bettlerin noch die nicht heruntergespülten Exkreme in der Klospülung beobachten konnte, und fickte sie knallhart in den Arsch – freilich ohne Gleitcreme, so dass ein paar Risse entstanden, was ihn wohl nur noch geiler machte und ihr noch mehr Ekel servierte. Als Ulrike dann leise heulte, war ihm das auch egal. Aber als dann der Ekel die Oberhand gewann und die Frau auf die flüssige Scheiße vor ihr kotzte, zog er sich schockiert zurück und fand das so abturnend, dass er ohne Bezahlung ging und sie über die Kloschüssel gebeugt zurückließ. Zirkulierendes, spiralisierendes Leid!

Mit vierzehn, als sie ausriss, gehörte sie zu diesen typischen obdachlosen Punks, die an den

Seiten sitzen und nach einem Euro fragen. Der Normale, der an Ulrike vorbeiflanierte, war also aller Klischees über die faulen, stinkenden Punks bedient.

Das Handwerk des Bettelns beherrschte sie nicht gut genug. An diesem Morgen ging sie betteln und entschloss sich für die Fußgängerzone. Dort setzte Ulrike sich, mit einem Plastikbecher daneben, vor ein großes Kaufhaus für die gehobene Preisklasse. Nach zwei Stunden und einem Euro mehr kam plötzlich ein Securityschrank mit schwarzer Uniform aus dem Laden gestieft. Er hatte ein Schweinsgesicht. Er teilte der Bettlerin mit, dass sie den Weg blockiere; vielmehr belferte er sie an.

„Der Weg ist doch breit genug; ihre Kunden können doch leicht um mich rum. Wissen´s, die Straße ist sehr breit. Ich sitze hier nur und hoffe auf eine kleine Spende“, meinte sie in gelassenem und apathischem Tonfall. Sie kannte solche Typen schon. Sie konnte keiner mehr überraschen oder ihr Angst machen, mit dem bisschen Autorität. Wer das Leben auf der Straße kennt, wird von dem Schrank nicht mehr geschockt.

„Verdammt noch mal! Verschwinde von hier! Du vergraulst uns die Kundschaft. Die wollen so was wie dich hier nicht sehen. Geh arbeiten! Tu etwas für dein Geld“, erwiderte das Schwein. Früher habe man sowas hier nicht rumlungern lassen.

Das Schweinchen packte Ulrike grob unter den Armen, um sie eher weniger behutsam zum Aufstehen zu zwingen. Da sie wusste, dass er um einiges stärker war als sie, blieb ihr nichts anderes übrig, als zu gehorchen und weiterzugehen. Es war immer dasselbe. Auch früher war ihr nichts anderes übrig geblieben, als den Schwanz einzuziehen. Sonst, so wusste sie, würde sie nur gegen eine Wand rennen. Das war sehr ausgetüftelt, ihr die Kraft zum Widerspruch zu nehmen, fand Ulrike. So stand es also mit der Gesellschaft. Nach außen hatten sie alle Mitleid mit den Bettlern, spendeten auch einmal etwas, doch wenn es hart auf hart kam, dann machten sie zu, setzten die Scheuklappen auf und beschimpften sie als parasitäres Pack. Am besten, man bekam diese Obdachlosen gar nicht erst zu Gesicht, sie störten das Ambiente der Stadt, weswegen Ulrike und Konsorten sich für unerwünscht hielten. Sie zog also, den gewohnten Schmerz im Herzen, ihrer Wege und bettelte etwas abseits, wo sie noch weniger verdiente. Gegen Abend verzog sie sich langsam und unglücklich dreinblickend aus der Straße, verließ die Fußgängerzone, um später, abseits in Autos oder Klos anzuschaffen, und dann letztendlich zurück zu ihrem Schlafplatz zu flüchten.

„Wo ist Gott?“, fragte sie sich. Gott kannte sie nicht, kannte so viele Menschen nicht. Und überhaupt, welcher allmächtige Gott braucht zur Sündenvergebung, die er auch so erteilen könnte, einen Sündenbock als Sohn, den er sich grausam opfern lässt, selbstverständlich nach stundenlanger Folter?

Am Spätnachmittag hatte sie zuvor ein wenig abseits sitzend einen Typen beobachtet: Er war mittleren Alters, älter als Ulrike, vielleicht fünf oder zehn Jahre und eigentlich gar nicht mal so unattraktiv. Leider war er offenbar verrückt. Er fragte die Leute, ob sie Gott sehen könnten, jetzt, da er sie kurz vor der Apokalypse befreien wolle. Es wirkte wahnsinnig, wie er so verwirrt umherging und immer dieselbe Frage stellte. Er schwitzte heftig und seine Frisur wirkte zerzaust. Man musste ihn für irre halten. Kein Wunder, dass nichts klappte. Scheinbar hatte er sich diese Rolle erst neu für sich zurechtgelegt, denn er wirkte noch recht unbeholfen. Sie schien noch gar nicht richtig zu ihm zu passen. Er war – unterwegs in der Stadt – von der ganzen Scheiße wohl verrückt geworden.

Fast hätte sie noch Trauer um den Kerl gezeigt.

Zum Teufel mit euch!

Neben ihr schiss ein Hund. Das Herrchen lachte und ging dann mit dem Tier von dannen.

Der Mann, der zum Üben kam

von Daniel Wehnhardt

Es gab Tage, an denen ich meine Stadt liebte, wie sie war: laut, lebhaft und durchzogen von Widersprüchen, die überall und für jeden sichtbar zu Tage traten, der seine Augen vor ihnen nicht willentlich verschloss. Jene Stunden waren es, in denen mir all das Gedränge der Menschen nichts anhaben konnte. In denen all die Hektik, die vielen Geräusche und anderen Sinnesreize keine Spur in meinem Geist hinterließen, sondern einfach nur durch ihn hindurch fegten, wie ein leiser Windhauch. Hier gab es keinen Platz für Verbitterung, Neid oder Gefühle der Enge. Doch zu meinem Bedauern musste ich mir eingestehen, dass ich jene Stunden nur noch aus meinen Erinnerungen kannte, die mit der Zeit so verblassten, dass sie bald lediglich als lose Fragmente einer längst vergangenen Glückseligkeit erhalten geblieben waren. Denn es existierten noch diese anderen Stunden. Jene, in denen ich versuchte, so weit wie nur irgend möglich von der Stadt zu entkommen, weil ihre inneren Spannungen mich zerrissen und mich ihre Einwohner in den Wahnsinn trieben. In denen ich mich nach der Schönheit der unberührten Natur sehnte, die in mir immer wieder die Erkenntnis aufsteigen ließ, dass wir uns auf tragische Art und Weise von ihr entfernt hatten. Die mir zeigte, dass wir den Triumph des Ökonomischen über das Ökologische zugelassen hatten und dabei feige, teilnahmslose Zuschauer waren, wie Bürger ohne Zivilcourage während einer brutalen Schlägerei in der U-Bahn.

Es war einer jener Tage, an denen der Regen nicht nur die Straßen der Stadt, sondern auch das eigene Gemüt ertränkte, als ich mich nach stundenlanger Quälerei aus meinem Bett erhob und beschloss, ein wenig frische Luft zu schnappen. Eine Stunde auf der Parkbank würde mir vielleicht die ersehnte Hilfe bieten und mich wieder in die richtige Umlaufbahn bringen, von der mich die kometenhaften Einschläge der zurückliegenden Ereignisse abgebracht hatten. Ich zog mich an und entschied, ohne Frühstück meine Wohnung zu verlassen und zu Fuß zur Außenalster zu laufen, die ich nach fünfzehn Minuten erreichte.

Als ich um die letzte Häuserrecke bog, erstreckte sie sich auf einmal vor mir wie das Auge eines Hurrikans, ruhig inmitten all der städtischen Hektik, die sie umgab. Als gäbe es nichts, dass sie aus ihrem Gleichgewicht brächte. Auch nicht die dicken, tief über ihr hängenden Nebelschwaden, die der Grund dafür waren, dass sich am heutigen Tag keine kleinen Segelboote auf ihr tummeln. Alles, was ich hörte, waren die Geräusche des pfeifenden Windes und der heftig ausschlagenden Segelmasten, der an den Stegen liegenden Boote.

Ich suchte mir eine Parkbank, die mir – unter einigen großen Bäumen stehend – Schutz vor dem prasselnden Regen gewährte. Von hier aus hatte ich alles im Blick: die Jogger, die dem Wetter trotzten, die Polizeibeamten, die mit Maschinengewehren bewaffnet den Eingangsbereich der US-amerikanischen Botschaft bewachten und den Stress der Stadt, der immer noch von mir Besitz zu ergreifen versuchte. War ich denn wirklich nirgends in Sicherheit vor ihm? Gab es tatsächlich keinen Ort, an dem ich unerreichbar für ihn blieb? An dem ich ihm aus räumlicher und auch geistiger Ferne zuwinken konnte, als verabschiedete ich einen lang, aber keinesfalls freiwillig beherbergten Gast?

Wie ein reißender Fluss durchströmten die Erinnerungen meinen Geist, denen ich mich mit allerletzter Kraft entgegenstemmte: verzerrte Bilder eines leblosen Frauenkörpers, der in meinen Armen lag, in seinem Blut, seinem Schweiß, aber meinen Tränen schwimmend. Bilder, die mir den Glauben raubten und Hass schenkten. Die ohne Mitleid über alles hinwegfegten und nichts als Leere und nicht enden wollende Fragespiralen übrig ließen. Die dem Seelengift der Schuld die Möglichkeit boten, über mich zu herrschen.

In Gedanken versunken hatte ich gar nicht bemerkt, dass ein Mann offenbar höheren Alters neben mir Platz genommen hatte. Er schaute auf das Wasser, das von Zeit zu Zeit von Wind und Regen aufgepeitscht wurde. Seine Hände lagen ineinander gefaltet und regungslos in seinem Schoß. Er sah nicht zu mir herüber, sondern fixierte einzig und allein den Anblick des natürlichen Schauspiels, das sich uns bot.

Plötzlich spürte ich das Bedürfnis, mit jemandem zu reden, als letzter Ausweg aus den Klauen der furchterregenden Bilder, die mich nicht einmal im Schlaf in Ruhe ließen. Ohne Skrupel drangen sie fortwährend in den persönlichsten aller Bereiche ein, in das Reich meiner Träume, wo sie wie ein gewissenhafter Gärtner die Saat für Verzweiflung, Selbstaufgabe und Lebensüberdruß streuten, auf der wild wuchernden, aber immerhin noch grünen Wiese meines Bewusstseins. Der häufige Regen der letzten Zeit schien dabei die zum Gedeihen notwendige Bewässerung zu liefern. „Warum sind Sie hierhergekommen?“, fragte ich den alten Mann. Mir fiel erst danach auf, dass meine Frage durchaus unverschämt war. Zu meiner Überraschung schien er sich davon allerdings nicht sonderlich belästigt zu fühlen. Er saß dort wie ein Berg, von schönen Wäldern im Tal bewachsen und von frischem Schnee auf der Kuppe berieselt. Unbesiegbar, selbst für die geübten Kletterer des trüben Gemüts, für die ich wohl nur ein kleiner Hügel war, den sie nach dem Tod meiner Frau im Sturm erklimmen konnten.

„Aus dem gleichen Grund wie Sie, nehme ich an.“

Der Ton seiner Stimme glich dem eines brummigen, aber gemütlichen Bären, der sich am Ufer eines kleinen Baches im Moos niedergelassen hatte und das wohligheruhigende Geräusch des fließenden Wassers genoss.

„Das kann ich mir kaum vorstellen.“

Ich vermutete, dass mein Gesichtsausdruck in jenem Moment Bände sprach. Aber war auch er tatsächlich gekommen, um den Verlust einer nahestehenden Person zu betrauern? Um der Versuchung zu entgehen, die eigene Schuld im Alkohol und im prasselnden Regen des Novembermonats zu ertränken? Hatte auch er sich schamerfüllt an dem Antlitz des eigenen Spiegelbilds vorbeigeschlichen, nur um der Dokumentation des eigenen physischen Verfalls aus dem Wege zu gehen? War auch er den Versprechungen der Drogen verfallen, die den temporären Ausstieg aus dem Hamsterrad ermöglichten, in dem ich mich den Verheißungen der modernen Welt nachrennen sah, immer das Ziel vor Augen, ohne dem Ende jemals wirklich näher zu kommen?

„Ich bin gekommen, um zu üben.“

„Zu üben?“, fragte ich überrascht. Ich hatte mit allen möglichen Antworten gerechnet, außer mit dieser, die in höchstem Maße ungewöhnlich war. „Und was genau üben Sie?“

„Nun, junger Mann, ich denke, das ist offensichtlich.“

Er schenkte mir ein zartes, selbstzufriedenes Lächeln. Es war eines jener Lächeln, die aus den Tiefen eines ruhigen, unerschütterlichen Herzens kamen. Es erinnerte mich wieder an das Bild des Bären, der von allen Sorgen befreit am Rand des Baches lag.

„Sie mögen entschuldigen, aber: Sie sitzen auf einer Parkbank. Was kann man da schon üben?“

Sein Lächeln verwandelte sich blitzartig in ein lautes Lachen, welches durch seine Natürlichkeit bestach. Es war die pure Reinheit, beinahe jungfräulich in dem Sinne, völlig unberührt von erzwungener Freude und Künstlichkeit zu sein.

„Ich muss vielmehr Sie um Entschuldigung bitten. Ich glaube, dass Sie die Qualität meiner Übung unterschätzen.“

„Aber Sie tun doch gar nichts!“, brach es plötzlich aus mir heraus. Ich erschrak vor mir selbst und konnte keine Erklärung finden, woher diese aufkeimende Boshaftigkeit entstammte. Der alte Mann schien jedoch nach wie vor völlig unbeeindruckt.

„Nun, kann denn das ‘Nicht-Tun’ nicht auch eine Übung sein?“

Ich verstand nicht. Ich wusste seine Antwort in keiner Weise einzuordnen. Plötzlich kam mir der alte Mann vielmehr wie ein fremder Reisender vor, aus einer fernen Welt stammend, der den Zug in die falsche Richtung bestiegen hatte und unterwegs von keinem Schaffner darauf hingewiesen worden war. Nun saß er hier, angekommen an einem weit entfernten Bahnhof, dem Tor zu einer verrückt gewordenen, widersprüchlichen Welt.

„Wie meinen Sie das?“, fragte ich.

Sein Lächeln markierte den Übergang in eine längere Phase des Schweigens, in der er über seine folgenden Worte nachzudenken schien. Ich spürte die stetig in mir wachsende Spannung, welche die Geräusche des Regens, des Wassers, der im Wind wehenden Blätter und der Schritte der Jogger in den Hintergrund meiner sinnlichen Wahrnehmung drängte. Schon nach wenigen Sekunden hatte sich meine Erwartung in ein solches Ausmaß erwachsen, dass die Zeit langsamer zu verstreichen schien, nur um den Effekt der folgenden Worte zu unterstreichen.

„Sehen Sie auf das Wasser“, sagte der alte Mann plötzlich. „Was tut es?“

„Ich weiß nicht. Es bewegt sich.“

„Das ist das, was Sie mit Ihren Augen sehen.“

Er deutete mir mit einem Zeichen, sie zu schließen.

„Was aber sehen Sie wirklich?“

Ich überlegte einen Augenblick, während ich versuchte, eine sinnvolle Antwort auf die Frage des alten Mannes zu finden. Doch die Bilder, die umgehend wieder in mein Bewusstsein schossen, zwangen mich, schon nach wenigen Sekunden wieder die Augen zu öffnen.

„Ich weiß nicht“, antwortete ich genervt. „Gar nichts. Was sehen Sie denn?“

„Das Wasser tut das, zu dem es von der Natur geschaffen wurde. Selbst durch Wind und Regen lässt es sich nicht von seiner Aufgabe abbringen: ein kommentarloser Spiegel der Realität zu sein. Für das Wasser gibt es all dies nicht, das uns das Leben so schwer macht. Für das Wasser gibt es kein Langsam, kein Schnell, kein Gut, kein Schlecht. Es kennt keine Dualität. Nur das unumstößliche Gesetz des ewigen Jetzt.“

Fasziniert sah ich auf die inzwischen sehr hoch schlagenden Wellen, während ich den Äußerungen des alten Mannes lauschte. In meinem Bewusstsein breitete sich rasch die Erkenntnis aus, dass ich Zeuge und gleichzeitig Teil einer philosophischen Sternstunde geworden war. Ich wollte nicht, dass diese aufhörte und wagte daher nicht, ihn zu unterbrechen.

„In der Natur hat alles seine Aufgabe, seinen Wert und seine Daseinsberechtigung. Egal ob wir es gut heißen, oder nicht. Die Natur ist Harmonie, sie ist ständig im Gleichgewicht. Wir Menschen aber greifen immerzu in dieses Gleichgewicht ein, indem wir der unnatürlichen Dualität der Dinge Raum schenken.“

Mir blieb keine andere Wahl, als fasziniert, fassungslos und mit leicht offenstehendem Mund an den Worten des alten Mannes zu hängen. Ich klebte an seinen Lippen. Nie zuvor hatte ich einen Menschen etwas Vergleichbares sagen hören, was mich wieder an das Bildnis des fremden Reisenden erinnerte. Diesmal wurde mir allerdings immer bewusster, dass ich – und mit mir noch viele andere Menschen – der eigentliche Fremde war. Vielleicht war ich es, der jenen Zug bestiegen hatte, der mich so weit von der Welt wegbrachte. Von der Welt, wie sie wirklich war.

„Das ‘Nicht-Tun’ ist das Ende dieses Eingreifens in den natürlichen Gang der Dinge.“

Er drehte sich zu mir herum. In seinen Augen glaubte ich wahre Anteilnahme für mein Schicksal erkennen zu können, obwohl ich ihm kein Wort über den Tod meiner Frau erzählt hatte. Schlagartig fühlte ich mich schäbig und nutzlos zugleich. Schäbig, weil ich den alten Mann derart ruppig angegangen war. Nutzlos, weil all meine Vorstellungen vom Leben, davon, wie es zu sein hatte, wie ich es mir wünschte, mit einem Mal ihre Bedeutungen verloren hatten. Ich spürte das Bedürfnis, mich bei ihm zu entschuldigen.

„Es tut mir Leid, dass ich vorhin so unfreundlich zu Ihnen war.“

„Kein Problem“, antwortete er. „Lassen Sie uns üben.“

Von diesem Tag an trafen wir uns zwei Mal pro Woche an derselben Parkbank. Wir schwiegen und betrachteten selig ruhig das ständig fließende Wechselspiel der natürlichen Kräfte, was auf viele wohl wie die Taten zweier Menschen wirkte, die völlig den Verstand verloren hatten. Zweier Eremiten, die keinen Kontakt mehr mit der Welt besaßen. Wann immer wir dies spürten, breitete sich auf unseren Lippen ein zufriedenes Lächeln aus.

Auch die Art, wie ich meine Stadt wahrnahm, veränderte sich. Ihre Widersprüche entlockten mir nach und nach viel mehr ein Schmunzeln, denn ein verzweifertes Seufzen. Ihre wachsende Schnelligkeit, über die sich stets alle beschwerten, sie aber gleichzeitig unentwegt selbst befeuert, bekämpfte ich mit provokanter Langsamkeit. Nach und nach wurde ich zu dem Menschen, den alle um mich herum als den fremden Reisenden, aus einer fernen Welt stammend, betrachteten, wie ich einst den alten Mann sehen wollte.

Denn inzwischen schaute auch ich gelassen herab auf die Kletterer des trüben Gemüts, wenn sie fortlaufend zu neuen Versuchen antraten, den Berg meines Geistes zu besteigen. Als sie immer wieder gescheitert waren und letztlich verzweifelt aufgaben, blieb mir nichts anderes übrig, als in ein lautstarkes Lachen zu verfallen, in das der alte Mann umgehend einstimmte und durch das alles von mir abzufallen schien.

Endlich war ich angekommen.

Online

von D.M. Hirth

Powerlessness and silence go together.
(Margaret Atwood)

Mit der frisch gekauften und ungezuckerten heißen Zitrone in der Hand, setzte Elias sich auf die steinerne Bank am Rand des neu errichteten Regenbogenbrunnens, gegen den er sich langsam anlehnte, um den Blick auf die Menschenmenge voll auskosten zu können. Seine Hände zitterten leicht gegen den Wollstoff seiner Handschuhe, während sein Atem vor seinen Augen langsam kondensierte und als weißer, nach Zitrone duftender Dampf hinaufschwebte. An seinem Oberschenkel ruhte die flache Lesedisk mit der für diesen Nachmittag vorgesehenen Lektüre. Nicht, dass er in einer so großen, so tollen, und so lauten Stadt, wahrlich dazu kommen würde. Für die Fußgängerzone typisch gab es keine der stillen Anti-Gravs, sondern nur Menschen, Menschen und die, die in ihrer Begleitung waren.

Der halb zugefrorene Brunnen hinter ihm plätscherte noch leicht gegen das Eis und den Schnee, das Schmelzwasser suchte sich im Sonnenlicht den Weg zum Abfluss, die Wasserleitung entlang, als Elias die Augen schloss und einen Schluck von seiner heißen Zitrone nahm. Sein Atem ging für den Moment langsam und still, und mit dem nächsten Luftzug deaktivierte er die Musik, die aus dem kleinen Mikrochip in seinem Trommelfeld und dem Computer in seiner linken Jackentasche dröhnte. Er nahm noch einen Schluck von seiner heißen Zitrone und lehnte sich näher an den Brunnen heran, wo das Plätschern des Schmelzwassers das einzige Geräusch war, das noch zählte, das noch *dort* war und ihn tatsächlich erreichen konnte, über das Murmeln der Menschen an diesem großen Platz hinweg.

Zuerst kamen sie nur als ein Flüstern.

Mit dem Wegfall von Elias' mentalen Barrieren und Schutzwällen näherte sich das Flüstern der zwei Kinder, die nicht unweit vom Brunnen über das Eis glitten. Auf der ganz anderen Seite von Elias' sich immer weiter ausdehnendem Horizont konnte eine alte Frau im leisen Gemurmel noch nicht gegen das plätschernde Schmelzwasser ankommen. Sein Atem ging jetzt flacher, mehr gepresst in der Brust, und den Duft der heißen Zitrone ohne Zucker merkte er noch viel zu sehr.

Seine Augen zuckten unwillkürlich mit dem weiteren Wegfall der Konzentration und er blinzelte, um den Moment zu überwinden. Er schloss die Augen wieder und atmete die eisige Luft ein. In seinem Geist wurden aus dem stetigen Flüstern und Gemurmel Stimmen, Stimmen, die mit steigender Lautstärke das Schmelzwasser langsam übertönten. Jeder Atemzug zwang Elias nun, die Augenlider fest nach unten zu drücken, bevor er sich Entspannung erlaubte. Noch reichte sein Atem. Noch überschallte der Atemzug jede Stimme, die ihn erreichte, jedes Flüstern und jeden Laut, jedes Wort und jeden Buchstaben.

Er atmete ein, er atmete aus.

Und öffnete die Augen. Atmete aus.

Die Kinder sprachen nun zu ihm in ihren Gedanken; er hörte, wie sie ihren nächsten Schritt auf der glatten Oberfläche der geschmolzenen Pflütze planten, und erlebte den Fall des einen sowie gleich den Schreck des anderen aus erster Hand, spürte den Schmerz und den Schreck und das Lachen und die zurückgehaltenen Tränen. „Ohje.“ „Timo!“ „Diese Kinder.“ Die Gedanken der Dame kamen jetzt hinzu; sie stieg in das Zugabteil seiner Gedanken und ging mit auf die Fahrt. „So laut und –“ „Ooh, das –“ „Hihi, voll –“ „– nerv tötend.“ „– tat weh.“ „– auf die Fresse.“

Elias umschloss den Pappbecher fester und atmete ein weiteres Mal flach ein, dann jedoch mit der vollen Stärke wieder aus. Seine Umarmung weitete sich; er schwebte fast schon als Geist über der Versammlung, aber hatte noch längst keinen Blick auf den Rest der Stadt.

Und er schloss die Augen.

Jetzt sah er die Menschen nicht mehr, die in seinem Kopf zu ihm sprachen und zu denen er die Verbindung aufbaute, aber das änderte rein gar nichts daran, dass er sie alle perfekt hören konnte. Er legte den Kopf in den Nacken, und auch wenn das Schmelzwasser womöglich jetzt noch besser von ihm gehört werden musste, es bedeutete nichts, weil es nicht mehr *dort* war. Er umarmte die Menschen auf diesem großen Platz und sie sprachen zu ihm.

„Das Haus –“ „– ohne Zweifel.“ „Sprich!“ „Dort – b“ „– die Katze –“ „– so ist –“ „Was für –“ „Ohje.“ „– so ein –“ „Marlis?“ „Als ob.“ „– sicher, dass –“ „Idiot.“ „– bist doch –“

Durch ihre Mitte wanderte Elias; über die Pfade ihrer Gedanken hinweg steuerte er auf die Grenze seiner Wahrnehmung zu, und kaum hatte er sie erreicht, blickte er auf jeden Passanten zurück und hinab. Wie schon hunderte Male zuvor geübt und dieses Mal vollbracht, atmete er aus und presste noch etwas mehr Luft durch seine Lungen. Für diesen Moment der Klarheit wusste Elias ihre ganze Zahl und zählte die einhundertundneunzehn Stimmen mit einem Blick. Zwar verlor er den ersten Faden schon beim letzten Zähler, ohne jedoch dabei den Blick auf die Gesamtheit an Stimmen und Menschen zu verlieren. Tausende von ihnen weilten an diesem Ort, in dieser Stadt, und als Ausläufer eines ewigen Flusses machte er sie aus; ihr Leben pulsierte in seinem Kopf, bevor es die Verbindung beschränkte. Was es war, wusste er nicht, und irgendwie war es auch nicht wichtig, wo er doch in der Lage war, sich in den Grenzen des Regenbogenbrunnens völlig aufzuhalten.

Sein Atem ging wieder flach und schnell, die heiße Zitrone war fast schon erkaltet, als er einen letzten Schluck aus dem Pappbecher nahm. Dann lehnte er sich nach vorne und ließ langsam und sicher die Schultern hängen. Sein glasiger Blick fiel auf seine Handschuhe, er schielte und hielt den Kopf schief, atmete aus und kehrte in seine Trance zurück.

Sie waren gar so viele. Sie waren gar so schön. Sie waren aber doch nicht eins.

Er verausgabte sich noch nicht, aber die Stimmen in seinem Kopf sprengten fast schon seinen Verstand, und seine Auffassungsgabe allemal. Keiner sprach laut, keiner sprach leise, doch deutlich und klar erreichten all ihre Worte ihn zur gleichen Zeit. Fast schon schien es ihm, als könne er ein Konstrukt formen und Linien ziehen zwischen ihren Gedanken. Hunderte von ihnen tummelten sich an diesem Ort, in dieser Stadt, aber ihre schiere Masse bedeutete ihm nichts mehr. Formen und Farben, Laute und Worte, Filme und Bilder sprangen in ihm hin und her, während alles, woran er richtig denken konnte, der Geschmack der kalten Zitrone auf seiner Zunge war.

Die Tränen kamen in seine Augen, die brannten vor Anstrengung und ständig blinzelten, ohne wirkliche Besserung in seinem Zustand hervorzurufen. Er weinte und lächelte zur gleichen Zeit.

Sie waren doch so wenige in dieser Stadt. Aber sie waren – und zwar ein jeder.

„Hey!“ „Gut, aber –“ „– schön –“ „– nichtig –“ „– versteh ich –“ „– Sinn –“ „Apfel.“ „– rotes –“ „–und wir versuch–“ „– toll –“ „– dieser Id–“ „Huch!“ „– er hört –“ „– dritter Ver–“ „– alles –“ „– hört uns –“ „– und gar Ver–“ „– und sieht –“ „– bist du ta–“ „– geil –“ „– Huch –“ „– doch rein gar nichts.“ „Elias!“

Elias hechelte, atmete mehr ein als aus und stellte die heiße Zitrone abwesend zwischen seine Oberschenkel. Der Druck an seinen Schläfen nahm zu; seine beiden Zeige- und Mittelfinger legten sich an seine Schläfen, und er schielte erneut mit seinem glasigen Blick, um die Verbindung zu den Menschen noch weiter zu intensivieren. Die Geste half ihm vielleicht nicht dabei, doch sie sicherte ihm die Standhaftigkeit, die für alles weitere benötigt wurde. Seine Augen plötzlich weit geöffnet, wurde die Verbindung schlagartig etabliert – fast schon zur gesamten Stadt. Und *fast* war das Stichwort.

„Sie ist –“ „– über die –“ „Was –“ „Hörst du mich?“ „Keinen Sinn –“ „Alter, ich hasse –“ „Was –“ „–zerbrochen.“ „Er ist dort.“ „– Dame gespielt.“ „– übel –“ „– machst –“ „– sehen –“ „– dergestalt –“ „–mehr –“ „– diese Menschen –“ „– gar gesehen, –“ „– gar noch –“ „– allemal.“ „– gezeigt.“ „Idiot!“ „Jetzt sage ich es ihm.“ „Ohne Worte.“ „– herrje –“ „– gut, aber –“ „Ach, –“ „– grad dran gedacht –“ „– oder so.“ „Ey, Mann –“ „– Kinder –“ „– ganz umsonst.“ „ELIAS!“

Der Telepath zuckte völlig zusammen bei der lauten Nennung seines Namens, die vollkommen außerhalb seiner Verbindung stattfand, und verschüttete die erkaltete Zitrone zwischen seinen Oberschenkeln auf seinen Hosenbeinen und der steinernen Bank. Schnell zog er die Lesedisk zur Seite und wischte ein wenig von der kalten Zitrone mit seinem Handschuh ab. Seine Hände, für einen Moment noch in hektischer Bewegung, gingen beim womöglich siebzehnten Knacken an

sein Ohr. Er hatte Schweiß auf der Stirn, bei dieser Kälte wunderbar allemal, und das *Fast*, das *Beinahe* hatte ihn bis an die Grenze getrieben, eine Grenze, die zu weit er noch oft beabsichtigen würde.

„Elias!“, rief Cecylia das letzte Mal, und ihre Stimme hallte in einem ständigen Intervall durch sein Trommelfell, als Echo durch den beständigen, immer weiter verstummenden Widerhall der Gedanken, die er vor wenigen Augenblicken noch berührt hatte. Der Telepath nahm den kleinen Computer aus seiner Jackentasche und betätigte einige wenige Tasten auf dem Touchscreen, mit denen er die Verbindung zum Internet, zu Cecylia und allen anderen außerhalb seiner Reichweite restlos kappte.

Als ich verschwand

von Morné Mirastelle

(Für J. „H.“, quasi Mitautor)

Guten Abend, gestatten, ich bin auf der Flucht. Ich sitze im Zug, um wieder in der Heimat zu hausen, denn ich wurde vertrieben und ich, ich muss auch was austreiben.

In die überstürzte Flucht schlug mich das indiskrete Internet (auch Weltnetz oder Geißel Gottes genannt), welches mir stündlich neue elektronische Post zustellte, die ich jedoch gar nicht haben wollte, weil sie größtenteils von einer Gruppe Menschen stammte, die ich, für mich, heimlich, die „Arbeitsaufschwätzer“ nenne. Ihre Anliegen sind immer bis gestern zu erledigen, Notfälle von überzeugender Relevanz, überlebenswichtige zu erledigende Projekte, und sie selbst kennen weder Gnade noch Wochenende.

Irgendwann kam ich nicht mehr hinterher, die Mails zu beantworten. Geschweige denn, die mir auferlegten Aufträge zu bearbeiten. Irgendwann wuchs mir mein eigenes Postfach über den Kopf, in dem bereits die drei Dämonen Selbstzweifel, Selbstbeschimpfung und Selbsthass wohnten. Ich brauchte, wie mir auffiel, einen Exorzismus, sozusagen. Als erstes mussten die Schwätzer weg. Die Dämonen. Oder ich. Und so fing es an: mit dem Gedanken an das „Weg“.

Was, dachte ich mir, würde eigentlich passieren, wäre ich weg? Dann würde keiner mehr die E-Mails beantworten. Kann doch aber gut sein, man ist mal weg. Sitzt auf einem Stein auf dem Acker, oder auch darunter. Oder ist Zelten auf dem Sonnenblumenfeld. Oder baut sich aus den bei IKEA halblegal mitgenommenen Bleistiften ein Holzhaus im Wald.

Eine Zuflucht. In der, so wurde mir klar, würden sie mich nicht finden. Die Arbeitsaufschwätzer nicht. Die Dämonen nicht. Und das Internet vielleicht erst in ein paar Jahren, wenn es möglich ist, per Google Persons Menschen ausfindig zu machen.

Es war ein guter Plan.

Und so schnappte ich mir meine Miez und eine Reisetasche voller IKEA-Bleistifte und nahm den Zug gen Zuhousedorf. Und da sitze ich jetzt im Abteil und überlege, dass es rattert. Eigentlich war ja der Plan, mir das IKEA-Holzhaus zu bauen, drei Kinder machen zu lassen und in meinem Arbeitszimmer Bücher zu schreiben, während die Kinder draußen spielen und die Katze sich sonnt. Und nachts vögele ich dann mit dem Förster. Es sei denn, der Förster hat einen Dackel namens Waldi. Weil das fände ich dann irgendwie auch pervers.

Oder nein. Ich brauche vielleicht gar keinen Förster. Gegen Dämonen hilft wohl ein Priester am besten. Der kann sie mir austreiben, das wird sicher lustig. Aber es muss ein Priester sein, mit dem man auch so was anfangen kann, das heißt, er muss mich an meinem weichsten, verletzlichsten Punkt treffen können: meinem Sprachzentrum. So wird es sein. Wir schreiben uns einfach die Geschichte von der Hexe und dem Priester.

Zuallererst muss der alte Priester in meinem Heimatdorf weg. Ich bin eine, die Segen sammelt, aber so ein alter-seniler-Sack-von-Priester-Segen ist nicht so schön. Was also gedenke ich zu tun? Man könnte sich in die heilige Messe setzen und ihn einfach anstarren, bis er tot umfällt. Dann muss ein neuer kommen. Ein junger, ein noch staunender, einer noch ganz ohne Falsch. Noch wehrlos und so unglaublich hingerissen. So verfallen, so hingegeben, so im Staunen, dass es einem fast ein schlechtes Gewissen macht. Und schön lachen muss er können. Und noch am Träumen muss er sein.

Wenn ich ihn mir genau betrachte, ist er natürlich ganz schön katholisch. Und irgendwie so seltsam rechtskonservativ. Aber was soll's, das ist wohl ideologische Nachhaltigkeit. Warum sollte man eine neue Weltanschauung nehmen, wenn's die alte auch noch tut? Dann betreibe ich mit ihm eben einfach ein bisschen Klassenschande. Ich werde ihn schon überzeugen: Make Love not Widerstand.

Denn ich mag ja keine Eliten. Und keine elitären Menschen. Dabei bin ich selber so. Der Proll

in jeder gehobenen Gesellschaft und der Bildungsbürger auf jeder Baustelle. Eigentlich bin ich hier die elitäre Person und sollte mich was schämen, aber der Priester und Platon sagen, die Elite besteht aus denen, die keine Elite sein wollen. Und so werden wir, die Hexe und der Priester, zur Dorfaristokratie ohne Anspruch. Mit seinem Hund und meiner Katze sind wir komplett und bilden die Elitebande. Jaaa.

Denn das habe ich so ausgependelt.

Und dazu gehört, uns das Dorf zu unterwerfen, denn unser Dorf soll schöner werden. Ich stelle mich auf den Berg an den Wiesenbrunnen und werfe mit einer allumfassenden Geste einen Bannkreis bis zum Horizont. Was mir gehört, bestimme ich! Und das ist jetzt mein Universum.

Es wird ein heiliges und verhextes Dorf zugleich. Hier können wir leben, ohne dass die Welt außerhalb der Dorfgemeinschaft von unserem schändlichen Tun und Treiben erfährt. Hier gibt es kein Internet. Kein Telefon. Und um dem Bischof von unserer illegitimen Beziehung brieflich berichten zu können, müsste man erst mal des Schreibens kundig sein.

Wir bannen die Welt und machen das Dorf unsichtbar. Und eines Tages wird die Welt unseren schönen Flecken Erde vergessen haben.

Und so bleibt es dabei: What happens in the village, stays in the village.

Aber es geht den Menschen hier so gut. Sie haben alles, was sie brauchen. Den Seelensegen vom Priester. Den Erdsegen von der Hexe. Und den Himmel, den teilen wir uns.

Und im Frühjahr nach der Saat vögeln wir heimlich und hemmungslos in den Ackerfurchen, wie die alten Ahnen es getan haben, damit die Felder fruchtbar werden. Dann geht es den Bauern prächtig.

Und was zu tratschen haben sie auch immer, denn sie vermuten natürlich, dass wir was tun, aber sie wissen nicht, was es ist, was Hexe und Priester da treiben. Fiese Folter.

Doch gruselige Gerüchte machen ja auch glücklich, und wenn wir es richtig anstellen und uns tagsüber angiften und gegenseitig des falschen Umgangs mit den Gewalten bezichtigen, bleibt auch das Weltbild der Menschen im Weiher heil. Und auch das ist wichtig.

Und wenn wir auf dem Feld unter dem einzigen Baum sitzen und ich ihm einen Apfel andrehe, dann sind wir uns ganz sicher, dass Gott uns nicht aus unserem sächsischen Paradies vertreiben wird. Und ich tausche meine gestohlenen Äpfel gegen die priesterlichen Freikarten in den Himmel, und die bewahre ich gut auf, falls eines Tages doch der Ticketkontrolleur in Form eines Kirchenfuzzis im krassen Kleidchen vor meiner Tür steht und die Karten sehen will. Dann zeig ich einfach das Dauer- und Sparabo vom Priester und werde für mein hexisch-heidnisches Himmelreich nicht bestraft.

Aber sicherlich kann der Priester mit seinem Litanei-Latein unsere Elitebande auch so ganz gegen sämtliche Bann- und Angriffe schützen. Und wenn's Not tut, werf ich noch meinen Besen dazu. Nur bekehren soll er mich nicht, wo ich doch fürs Fegen zuständig bin. So als Fegefeuerfeger und Apfelandreherin. Und allem, was böse ist, stehlen wir einfach die Steine und wünschen es eher trüb- als tiefgesinnt.

Und wir heiraten heimlich auf hexisch, necken uns in der Nacht und spielen Theater am Tag. Hauptsache, der Bischof sieht's ni', denn sonst kommen wir in die Hölle, Hölle, Hölle, zusammen mit dem Schwarzen Mann, dem Buhmann und dem bösen Mummum.

Und die Gemeinde, die Geturtel-Gestapo, wird's auch nicht sehen, nicht offensichtlich, denn der Priester wird wie gewohnt die Dorfhäuser segnen und den alten Mütterchen Gebete zum Schutz vor bösen Geistern und Hexen geben. Und sonntags in der Predigt schimpfen und auf die Kanzel hauen und böse gucken und jede Menge Anspielungen auf eine gewisse Person machen, aber meinen Segen muss er mir ja dann doch geben, wenn ich mich vor ihn hinwerfe wie alle und ihn mit meinen Blicken bezwinge.

Was soll man auch machen, wenn sich einem jemand vor die Füße wirft. Da kann man sehen, wie man kommt. Und wie man klar kommt.

Aber es sei gewiss, wenn keiner hinschaut, beblicken wir uns wohl ganz liebevoll.

Und des Nachts, wenn der Dorfausrufer die Runde gegangen ist, verwandele ich mich in eine Katze und beschnurre ihn am Pfarrhaus. Dann muss er mich wohl auf den Schoß nehmen, auch wenn er sich dabei um Kopf und Priesterkragen streichelt.

Und nachts wühle ich lilabeglitziert meine Hände wild in die alte Ackererde und spreche mein-

en Segen dazu.

Denn so bin ich zur Erde. Call me Caritas.

Und tagsüber sitzen wir am steinernen Torbogen an der Kirchhofmauer und sind Eule und Rabe. Oder wir schleichen über die Apfelwiese und suchen nach den Maulwölfen, die jaulen in der Dämmerung.

Und im He-He-Herbst braue ich meine Gewitter und heiße alle Wesen willkommen im Hexenkessel.

Und manchmal spiele ich Vertretung und meckere von der Kanzel und lege seltsame Bußen auf. Und der Priester steht des Nachts überfordert im Waldhaus vor jungen, fragend dreinblickenden Frauen und weiß die Mixturen nicht zu mischen.

Genau so wird es sein. Und wir halten einander bei den Händen und reiten zusammen in den Untergang, ähm, in den Sonnenuntergang. Und alles, was wir wollen, ist das Ansammeln von Aliterationen.

Als ich meine Sinne wieder aufschlage, sitzt neben mir im Zug ein Mensch und reißt an meiner Realität und beißt an meinem Bild.

Menschen sollten keine gelbe Kleidung tragen und auch keine Schnauzbärte. Und sie sollten erst recht nicht mit offenem Mund auf Leberwurstbrötchen herumkauen. Das ist so ... so falsch. So unwürdig.

Es wird so Zeit für unser Dorf.

Seht auch

Von der Großstadt in das Land der Zeit

oder in die Kleinstadt zum Kuchen essen:

bei

www.pepperbooks.de